Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 Mk. 50 Pf.
Für ein halbes Jahr		7 Mk. — Pf.
Für ein Vierteljahr		4 Mk. — Pf.
Für einen Monat		1 Mk. 50 Pf.
Tagweise für einen Band	. . . . .	— Mk. 6 Pf.

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 Mk. — Pf.
Für ein halbes Jahr		9 Mk. — Pf.
Für ein Vierteljahr		5 Mk — Pf.
Für einen Monat		2 Mk. — Pf.
Tagweise für einen Band	. . . . .	— Mk. 10 Pf.

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Büchen sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauersche Leihbibliothek (Schöpping)
16 Maximiliansplatz 16.

Fr. 1896. 2000.

Die Million.

c

Die Million.

Pariser Roman

von

Jules Claretie.

Ins Deutsche übertragen

von

Ernst Brausewetter.

II. Teil.

Leipzig.
Rob. Friese, Sep.=Conto.

II. Buch.

I.

Das Diner war zu Ende. Ein kleines Diner in einem gothischen Restaurant nach der archäologischen Mode des Tages, mit bleigefaßten Fensterscheiben, mit Stühlen mit altem Lederbezug und Gabeln in alter Form. Das wie ein Meßbuch verzierte Menue lag auf dem Tischtuch herum, die Tagesschüsseln mit in Zinnoberrot ausgemalten Majuskeln und mit goldenen Schatten. Es hätten in den hohen Leuchtern oder in dem Kronleuchter, der von dem mit Eichenbalken durchquerten Plafond herabhing, nur gelbe Wachskerzen gefehlt, um diesem vornehmen Gasthause das vollständige Aussehen einer alten Abtei zu verleihen. Das Feuer brannte im Kamin, der mächtig groß war, wie der eines alten Schlosses, und an den kleinen farbigen Fensterchen häufte draußen der Schnee seine weißen Spitzengewebe auf, die an der warmen Scheibe schmolzen.

In dem heitern Licht der Kerzen betrachtete Louis Ribeyre, der zu diesem Diner der Finanziers durch Guillemard eingeführt war, Alice Hervier, die Maîtresse Rodillons. Sie saß zwischen Emil und dem dicken

Molina. Sie war hübsch, außerordentlich hübsch, rothaarig und heiter lächelnd, ihre weiße Haut erstrahlte in dem Glanze des Lichtes, das auf ihre volle Büste herabfiel und den schöngeformten Hals, der von einem Diamantenkollier umschlungen wurde, das ein ganzes Vermögen wert war. Sie war groß, größer, als Raymonde, ähnelte aber in der That sehr stark dem „Cousinchen."

Es war ein Geschäftsdiner, aber wenn es sich für Rodillon um eine ernste Sache handelte, war Alice Hervier immer dabei. Der kleine Rodillon hatte in ihr eine absolute Vertraute.

Das schöne Mädchen, die die Freundin seiner schlechten Tage gewesen war, war auch die Gefährtin seiner Glanztage geworden. Bevor Alice und Rodillon so zwischen Guillemard und Molina, die zusammen wohl ihre fünfzig Millionen repräsentierten, sitzen und mit der Spitze ihrer gothischen Löffel Eiscrême von den Tellern speisen konnten, hatten sie so manche harte Nuß zu knacken gehabt. Die Geliebte des Finanziers, die man jetzt sehr ehrerbietig und aus weiter Ferne grüßte, erinnerte sich noch schaudernd jenes Abends, da Rodillon furchtbar bleich zu ihr gekommen war und gesagt hatte: „Gegen mich ist ein Verhaftungsbefehl erlassen. Ich komme nur, um von Dir Abschied zu nehmen, meine arme Geliebte. Hier sind meine letzten 500 fr., Du kannst damit machen, was Du willst."

Das war nur fünf Jahre her. — Rodillon hatte sich damals in irgendein böses Geschäft eingelassen. Keine Dummheiten! Und das Herz blutete ihr bei

dem Gedanken, daß man diesen Mann von ihr reißen würde, der sie aus einem Modemagazin aufgelesen und aus ihr eine Dame gemacht hatte, und den sie merkwürdiger Weise leidenschaftlich liebte, obgleich er weder schön, noch geistreich war, ein kleiner, brünetter, reizbarer Kerl, den sie aber vielleicht nur liebte, weil er ihr diese neue Welt eröffnet hatte: die Restaurants, die Premièren, die Wettrennen, die sie lockte und wovon sie schon träumte, als sie noch bei ihrer Prinzipalin war. Ja, Rodillon gefiel ihr vielleicht nur deshalb, weil sie hübsch und er häßlich war.

Und dann war sie damals achtzehn Jahre alt, sie empfand, gleich einem ausgebrochenen Hirsch, nur die Begierde zu entfliehen, dem traurigen Leben der Arbeiterin zu entgehen. Ihr ganzes, frisches, gesundes, aufgeblühtes Wesen dürstete nach Vergnügungen und Freuden. Jetzt, da sie keine Eltern mehr hatte — diejenigen, die sie aus der Normandie nach Paris zu einem Onkel geschickt hatten, waren kurz nach einander gestorben, — fühlte sich das junge Mädchen frei, und mit Rodillon glaubte sie sich reich.

Er hatte eine unsichere und von ständigem Ruin bedrohte Bank begründet. Eines Morgens trat ein Polizeikommissär bei ihm ein und verlangte seine Bücher zu sehen. Wenn Rodillon damals Geld gehabt hätte, hätte er die Flucht ergriffen und Alice Hervier mit sich genommen. Zu jener Zeit wäre sie ihm überallhin gefolgt, an's Ende der Welt, in die Tiefe eines Bergwerks. Aber ohne einen Sous in der Tasche konnte Rodillon in der Fremde nur das düsterste Elend finden.

Da war es noch besser, sich festnehmen zu lassen und nötigenfalls seine Strafe abzusitzen. Schließlich, Mazas war auch noch Paris, und nur in Paris konnte man leben und siegen. Die wahren Gewinner befinden sich unter dem Pflaster des Boulevard.

Aber das Gefängnis war doch hart. Selbst Rodillon, der sehr wenig Heldenhaftes an sich hatte, dachte doch einen Augenblick daran, sich das Leben zu nehmen. Er hatte Alice Hervier seine furchtbare Absicht mitgeteilt, ein Kohlenbecken anzuzünden und so ihrem Leben ein Ende zu machen.

„Ich bin bereit", sagte sie. Sie schloß sich mit ihm ein, zündete die Kohlen an, und sie legten sich zu Bett. Nach einer Weile sagte er sehr blaß: „Hast Du Schmerzen?" — „Nein", erwiderte sie, „ich befinde mich ganz wohl!" — Rodillon aber hatte eine Empfindung, als wenn sein Schädel von einem Lederriemen zusammengedrückt würde. Er bekam Furcht, erhob sich plötzlich, lief an das Fenster und öffnete es weit. Alice Hervier, die in ihrem Bette saß, mit ihren schönen, aufgelösten Goldhaaren, betrachtete ihn und sagte mit schwacher Stimme: „Du bist dumm, es war doch sehr gut, der Sache ein Ende zu machen!"

Wenn sie heute jemand daran erinnert hätte, hätte Alice gesagt: „Wenn ein Reporter das in einem Journal erzählen würde, würde ich ihm zurufen: „Das ist gelogen! Das bin ich nicht!"

Und in der That, das war nicht sie, das war das junge Mädchen, das sich bisweilen noch eine Zeit lang im Weibe erhält. Aber dieses junge Mädchen in ihr

war seitdem gestorben! Ach, das große Kind! Sie erinnerte sich noch vieler anderer Dummheiten aus jener Zeit! So z. B. eines sehr traurigen Diners in den Champs Elysées, vor der Verhaftung Rodillons. Der dicke Molina war vorbeigekommen, er hatte Rodillon gesehen und sich ihm genähert: „Na, mein armer Alter, schlechte Geschäfte, was?“ Dann hatte er kurz in seinem Marseiller Accent gesagt: „Pah! Sie werden Ihre drei Jahre kriegen, und wenn Sie wieder herauskommen, wird man glauben, Sie haben eine Reise gemacht — alle Welt wird Ihnen die Hand drücken! Wenn man sich heutzutage aus dergleichen etwas machen sollte, was sollte dann wohl werden?“

Alsdann hatte er sich nach Alice umgewandt, die unter ihren roten Haaren sehr bleich erschien, und zu ihr gesagt: „Wenn Sie mir gestatten wollen, Madame, während seiner Erholungsreise Ihnen Gesellschaft zu leisten —“ Sie hatte ihr Messer in der Hand gehalten und Lust gehabt, es ihm ins Gesicht zu schleudern. Sie begnügte sich jedoch ihm zu antworten: „Sind Sie aber dumm!“ Und wie Molina, der Fixer Molina darauf gelacht hatte! Sie hörte ihn noch lachen! Sie war dumm gewesen. Darüber war sie sich jetzt ganz klar.

Ja dumm! Wie sie an dem Abend der Verhaftung Rodillons geweint hatte! Man hatte ihn um sechs Uhr in seiner Wohnung abgeholt. Er hatte sie auf die Stirn geküßt und zu ihr gesagt: „Behalt mich lieb!“

Und dann, als sie sich allein sah, ganz allein, wie verlassen in dieser Wohnung, in der sie immer zu

zweien gewesen waren, hatte sie das Fenster aufgerissen und den Leuten im Mantel, die Rodillon nötigten, in einen Fiacre zu steigen, zugeschrien: „Und ich? Und ich? Nehmen Sie mich mit! Ich will ihn nicht verlassen!“ Bevor sie dann aber nach Hause zurückgekehrt war, hatte sie ein Andenken an Céléstin gesucht: Ein Visite-Porträt, auf dem er mit seinem spöttischen Exekutorgesicht ihr entgegenlächelte — und um etwas von ihm zu behalten, hatte sie aus dem Toilettezimmer Rodillons die Kopfbürste genommen, sie geküßt und die Haare, die sich darin fanden, in ein Medaillon gesteckt, in dem sie auch die Haare ihrer Mutter aufbewahrt hatte. —

Sie errötete heute, wenn sie daran dachte, daß sie das gethan hatte. Übrigens, da gerade an demselben Abend eine Première im Vaudeville-Theater gewesen war, und da Rodillon vorher in der Agentur zwei Billets gekauft hatte, ging sie mit ihren vom Weinen noch angeschwollenen Augen ins Vaudeville-Theater und stützte sich während des Stückes auf die Seitenlehne des leeren Fauteuils, als wenn er dagesessen hätte, und faßte von Zeit zu Zeit nach den Haaren Céléstin's in dem Medaillon. Im Übrigen amüsierte das Stück sie, und die Toiletten von Fräulein Pierson interessierten sie. Rodillon hätte ihr eben so schöne gekauft, wenn das Glück ihm günstig gewesen wäre. Man begaffte sie viel. Man wußte, Rodillon war verhaftet — man weiß ja alles in Paris — man hatte sie mehr, als einmal mit Rodillon gesehen. Seit diesem Abend wurde sie eine beachtete Persönlichkeit.

Nach drei Jahren (Salomon Molina hatte nahezu richtig geraten), als Célestin von seiner „Erholungsreise“ zurückkehrte, hatte ihn Alice Hervier vollkommen vergessen und seit langer Zeit seine Haare an einem Winterabend ins Feuer geworfen. Sie war auf Reisen gegangen und kam aus Brasilien zurück, von wo sie Diamanten mitbrachte, die durch Zeitungsplaudereien bald berühmt wurden, und sie lachte laut auf, als sie an einem Sommerabend Rodillon im Cirkus wiedersah, der dort zum ersten Mal erschien.

„Wie geht es Ihnen, mein Teurer?“

Und sie streckte ihm ihre behandschuhte Hand entgegen. Sie sah in ihrem weißen Kleide entzückend aus.

Er blickte sie erstaunt und ein wenig verwirrt an und wollte sie duzen.

„Keine Familiaritäten!“ sagte sie. „Wir haben nicht zusammen in Mazas logiert.“

Rodillon, der sonst nicht naiv war, hatte dennoch die Naivität, ihr zu sagen, daß sie sich offenbar sehr verändert hätte.

„Solch eine Dummheit!“ erwiderte Alice. „Zählen Sie doch, wie viel Tage drei Jahre und acht Monate ausmachen! Man verändert sich in drei Jahren! Übrigens bleiben wir deshalb gute Freunde, nicht wahr?“

Sie wußte selbst nicht mehr, ob sie ihn geliebt hatte.

Diese Frau, die bereit war, mit ihm zu sterben, um nicht die Schande eines kompromittierten Börsianers zu überleben, hatte, wie man erzählte, aus Brasilien in einer Kassette die größten Steine eines Diamanten-Bergwerks mitgebracht, das einer Art Bestie, mit der

sie sich dort eingelassen hatte, gehörte. Mit dieser Kassette, die einen Wert von einer Million repräsentierte, die ewige Million, in ihren Armen, hatte sie sich in einen Nachen geflüchtet, während der Brasilianer sich auf demselben Schiff einschiffte, um sie einzuholen und sie zu töten. Da hatte sich das schöne Mädchen einem Matrosen hingegeben, der ganz wild auf sie war, sie in dem Vorratsraum des Schiffes verbarg und ihr dort seine Ration Lebensmittel hinbrachte oder Küsse von ihr forderte, und so blieb sie während der Überfahrt im Dunkel verborgen, dieser schmachvollen Liebe preisgegeben, und konnte fast die Schritte des Brasilianers hören, der, wenn er geahnt hätte, daß seine Diebin da war, sie mit seinen Händen erdrosselt hätte. Als sie dann erst im Hafen waren, schiffte der Matrose sie aus, und nun atmete sie auf, denn sie war frei! Frei, und sie streckte diesen Körper, der in der niedrigen Vorratskammer ganz steif geworden war. Trunken von Glück, atmete sie die frische Luft ein und nahm ihre Diamanten mit sich nach Paris, während in einem Hôtel zu Havre der Brasilianer im Fieber und voll Wut starb, das Funkeln der gestohlenen Diamanten vor Augen.

Das war Alice Hervier geworden. Blendend, unerbittlich und entzückend schön! In drei Jahren! Gewiß, Rodillon hatte Recht — sie war eine Andere geworden. Aber er war wohl auch ein Anderer geworden, während er in der Stille seiner erzwungenen Verborgenheit Pläne kombinierte, Projekte ausheckte und künftige Geschäfte ersann bei den schattigen Promenaden im Gefängnishof oder zwischen den grauen Mauern dieses

Hauses! Aber er hatte niemals Alice vergessen. Immer wenn seine Gedanken zu dem hübschen Mädchen zurückkehrten, deren lockenden Duft er einzuatmen schien zwischen den kalkweißen Mauern, erwachte seine Liebe zu ihr von Neuem und wollte sie besitzen. Er sagte sich, daß er sie schon wie alles Übrige wiederfinden würde: die Händedrücke, die Grüße, die man ihm anfangs verweigerte.

Nachdem er einmal aus dem Gefängnis herausgekommen war, hatte er, trotzdem er auf alles gefaßt war, doch heftigen Verdruß und galligen Zorn empfunden. Leute, die ihm begegneten, gingen von einem Trottoir nach dem andern hinüber, um ihm nicht ins Gesicht sehen zu müssen. Er murmelte zwischen den Zähnen hindurch: „Nur Geduld!“ Seine breiten Schultern waren kräftig, und seine gewölbten Stirnknochen hart. Und plötzlich, mit der erstaunlichen Schnelligkeit des pariser Glücksumschlages, setzte sich dieses Paradox in die That um: Rodillon war gefürchtet, Rodillon wurde überall empfangen, man grüßte Rodillon, ihm wurde geschmeichelt, er wurde aufgesucht, man antichambrierte bei ihm, Rodillon erteilte Aufträge, unterstützte Zeitungen, begründete Banken, bedrohte den Markt, ließ die Gewissen und die Interessen vor ihm kapitulieren und antwortete dem großen Schwartzheim, der ihn eines Tages wütend fragte, ob seine Bureaux sich in Poissy*) befänden: „Mein Lieber, ich habe vor Ihnen einen Vorteil voraus, ich bin schon aus dem Gefängnis heraus!

*) Hauptviehmarkt für Paris.

Molina hatte wohl Recht, man war in der Beziehung nicht empfindlich! Die Börse gehörte Rodillon, er hatte sie erobert, er hatte auch Alice Hervier wieder erobert. Er, wie die Andern, denn er war reich! Bei ihm hatte man noch den Vorteil, daß man sich über sich selbst lustig machen konnte, indem man sich sagte: „War ich aber dumm! Waren wir damals jung! Besinnst Du Dich noch?“

Unter der Herrschaft des schönen Mädchens, berauscht durch dieses zarte und doch starke Wesen von 24 Jahren, beschloß er, über alles zu lachen, was er die komischen Einfälle seiner Geliebten nannte. Sie hatte sich jetzt, seit bald fünf Jahren, verändert und gleichsam verfeinert. Da sie schon reich war, als Rodillon sie dazu bestimmt hatte, zu ihm zurückzukehren, hatte sie sich dem Glück dieses Besiegten, der als Meister zurückkehrte, associert und legte zu ihren exotischen Piastern die verschwenderischen Geschenke des Pariser Börsianers hinzu. Sie häufte mit dem Eifer einer heimlichen Wucherin auf und gab mit der Berechnung einer Komödiantin aus, die applaudiert sein will. —

Sie folgte dem Strome, der die „Weltmädchen“ von ehemals dazu treibt, heute die „Weltdamen“ auszustechen, indem sie ihnen nachahmen. Sie eroberte sich ihre rechtliche Stellung durch die Mildthätigkeit, sie präsidierte wohlthätigen Werken, krönte auf ihrer Besitzung zu Coeur-Vollant (das man coeurs-volés*) nannte)

*) „gestohlene Herzen“.

die Rosenmädchen, schenkte öffentlich armen jungen Mädchen eine Mitgift und hielt an sie hoch von der im Park errichteten Tribüne eine Rede, in der sie ihnen Ehrbarkeit predigte.

Sie war sehr schön, und von einer erstaunlichen Vornehmheit, wenn sie in der Oper, durch die Marquisinnen beobachtet wurde, die Boten zu ihr sandten, um den Namen ihrer Schneiderin in Erfahrung zu bringen, oder, wenn sie, die ehemalige, kleine, normännische Kuhmagd und das spätere Ladenfräulein im Gagne-Petit, dann Modistin in der Rue de Richelieu, den Boulevardblättern Unterhaltungsstoff bot und hoch vom Proscenium ihre kalten Blicke aus ihren braunen Augen über die Schildpattlorgnetten hingleiten ließ, die auf sie gerichtet waren, und die kahlen Schädel, die sich alle nach ihr umwandten. Diesem Rodillon gegenüber, der sie ehemals, als sie noch vertrauensselig war, dahingebracht hatte, mit ihm den Erstickungstot zu erleiden, wie ein hysterisches kleines Mädchen, war sie jetzt unerbittlich. Sie spielte mit ihm mit ihren Fingerspitzen und behandelte ihn mit dem Stolz einer Herzogin, die einen Dorfwucherer empfängt.

Sie betrog ihn ganz lustig, indem sie ihm, wenn er sich beklagte, in stolzem Ton antwortete:

„Ich habe Sie genug geliebt! Worüber beklagen Sie sich? Ich habe Sie nicht verlassen, nicht wahr? Als Sie wiederkamen, liebte ich Sie nicht mehr. Das ist nicht mein Fehler. Nehmen Sie, was Sie bekommen können, oder lassen Sie es.“

Und er kapitulierte feige, indem er sich jeden Tag

ihre erniedrigenden Launen gefallen ließ die seine Eigenliebe verwundeten und ihm das Herz zerrissen. Sie sagte zu ihm mit ihrem unverschämten Lächeln:

„Beachten Sie, mein Lieber, daß ich meine Freunde niemals aus Ihrem Gesellschaftskreise nehme! Ich liebe die wohlgeborenen Leute! Und ich verabscheue Euch Radikale!“

Das war unangenehm für Rodillon, der für einen Aktionär radikaler Blätter galt, obgleich er gern mit den opportunistischen Ministern soupierte.

Diese Verachtung, welche das hübsche Mädchen für die Leute seiner Gesellschaftskreise empfand, empörte Rodillon, aber er schwieg, da er sich sagte, daß im Grunde genommen, diese Klubleute, die Alice Hervier zulächelten, sich im großen und ganzen mit den Brosamen von seinem Tisch begnügten, so häßlich und geprellt er auch erschien.

„Sie brauchen nicht die Stolzen zu spielen“, murmelte der ehemalige Bewohner von Mazas. „Schließlich bezahle ich Ihnen Ihr Vergnügen!“

Und er empfand die wilde Befriedigung des schmutzigen Geldmenschen und emporgekommenen Abenteurers, sich sagen zu können, daß es sein Wein war, den sie auf den Festen der schönen Alice tranken, während sie den Kunstfeuerwerken applaudierten, die sie am Tag des heiligen Heinrich zu Ehren des Königs abbrennen ließ.

„Ich schwöre Dir, Du kompromittierst mich“, sagte er bisweilen zu ihr, „durch deine Illumination mit den Lilien

zwischen den Linden und besonders durch diesen Strauß mit der Schleife: Dem legitimen König!“

„Was weiter?“ fragte sie und verzog ihren hübschen Mund in ihrem schönen zarten Gesicht, wie es Rothaarigen eigen ist, in ironischer Weise.

„Was weiter, was weiter! Der Herr Polizeipräfekt — ja, der Polizeipräfekt hat mir gegenüber Bemerkungen gemacht — man hat Berichte gleichzeitig nach Paris und Versailles gesandt.“

„Meinetwegen!“

Und sie zuckte die Achseln.

„Die Präfekten Eurer Republik können mir leid thun? Mögen sie nur ihre Gage beziehen und sich auf ihr Avancement freuen — das Übrige — ach du lieber Gott! Sie sollten lieber die Diebe überwachen, das würde besser sein. — Aber wie dumm ich bin, das würde ja Ihnen, lieber Rodillon, sehr unangenehm sein, wenn man Sie zu sehr überwachte.“

Er versuchte zu lachen, fand den Scherz aber ein wenig stark. Allein er mußte sie wohl nehmen, wie sie war, wenn er sie behalten wollte: anbetungswürdig schön, verteufelt geistreich, aber nötigenfalls auch abscheulich, im Übrigen vielleicht ein ganz gutes Mädchen, aber das konnte man nicht wissen. — —

Während der ganzen Mahlzeit hatte Louis Ribeyre sie mit den leidenschaftlichen Augen eines Malers studiert. Er fand in ihr Raymonde wieder, derber und strahlender. Dieselben Goldringeln flossen über dieselbe weiße Stirn herab, aber in den blauen Augen Alice Hervier's zuckten bisweilen seltsame Lichter auf, die gleichsam zu drohen

schienen und die den lächelnden Augen Raymondes nicht eigen waren, und der spöttische Mund dieses jungen Weibes hatte nicht mehr das heitere zwanzigjährige Lächeln des kleinen Mündchens des jungen Mädchens.

Alice erwiderte keck Louis' Blicke, gerade als wenn sie, da sie sich durch Jemand von anderem Schlage und anderem Stande, als Rodillon und Molina, studiert fühlte, ihn herausfordern wollte.

Sie sprach übrigens gern mit ihm und fand ihn komisch, obgleich er ihr früher noch amüsanter erschienen war. Und dennoch fühlte sich Louis hier bei dieser anregenden Mahlzeit, bei der die ganze Freimütigkeit eines Herrendiners herrschte, und unter dem beunruhigenden Reiz der Gegenwart einer schönen Frau, vor der man alles sagen konnte, erheitert und gleichsam aufgestachelt. Er war sogar auf Geldgeschäfte zu sprechen gekommen. Ja, er, Louis! Das war rein, um sich tot zu lachen!

Guillemard hatte das Thema fortgesetzt, und Louis hatte sich nicht ablehnend verhalten. Er mußte wohl mit seinen Millionen etwas thun.

Übrigens handelte es sich um ein wichtiges Geschäft.

Cousin Emil wollte Louis Ribeyre für sein großes Projekt gewinnen, denn er hatte ein gerade so großes Projekt, wie Henri IV.

Der Augenblick war für Guillemard gekommen, in dem er seine „Allgemeine Verproviantierungs-Gesellschaft“ auf den Markt lancieren wollte. Das war eine tüchtige Portion, was das Publikum da ver-

schlingen sollte. Hundert Millionen Kapital! Aber das Geld der großen Menge war in den letzten Jahren Millionen- und Milliardenweise ausgepumpt und verschlungen worden, sodaß man sich wohl fragen mußte, ob auch noch ein einziger Louisd'or in den alten Strümpfen versteckt wäre und sich noch ein zerrissener Fünfzigfrankschein in den Schubladen der alten Weiber vorfände.

Aber wenn auch, Donnerwetter! Jede Lotterie, jedes Glücksspiel, alles, was vor den Augen der Armen die Blendung möglichen, plötzlichen Reichtums vorbeiziehen läßt, entreißt den dunkelsten Verstecken die aufgesammelten Sousstücke und die, wie in Getreidespeichern, vergrabenen Silberstücke. Guillemard wollte übrigens einen großen Schnitt machen, und die ganze Finanzpresse war für ihn. Er wußte wohl, man konnte das Publikum mit Annoncen trainieren, er kannte die Macht dieser Saugrüssel der Ersparnisse. Ach, Donnerwetter, es müßte gehen!

Die Stunde seines Austerlitz stand bevor. Der Bankier wollte jetzt entschieden seine große Schlacht liefern. Er hatte auf seiner Seite die ganze Coulisse,*) die Mehrzahl der Agenten und das Vertrauen der Menge, welches ihn niemals verließ.

„Es ist wahr, Alles gelingt mir!" Aber dann fiel ihm Geneviève ein und mit verdrießlichen Lächeln dachte er: „Nur in der Liebe habe ich Unglück!"

---

*) Die Börsenjobber.

Guillemard hatte sich also in den Kopf gesetzt, Louis Ribeyre an seinen Glückswagen anzuspannen. Und für den Maler war dies eine Beschäftigung, wie eine andere. Er war jetzt sehr wenig Maler, er empfand gleichsam Abscheu vor seiner Palette und hatte seit Monaten keinen Pinsel angerührt. Wozu, bone deus?

Nachdem der Sommer zu Ende und der Herbst gekommen war, war er nach Paris zurückgekehrt und fand seine Wohnung auf dem Montmartre lächerlich, eng, geradezu armselig, und er hatte in der Rue Boulogne eine kleine Villa mit einem großen Atelier gemietet, das er niemals betrat, wo seine Farben vertrockneten und seine, nach der Wand umgedrehten Skizzen ganz verstaubten, und nun wartete er bis seine eigene Villa fertig sein würde.

Da er bauen ließ, war er übrigens sehr beschäftigt, — er hätte es nur angefangen, um sich zu zerstreuen, hatte Louis zuerst lachend gesagt. — Auch jetzt behauptete er wieder und wieder, er thäte es nur, um sich zu beschäftigen und die Zeit tot zu schlagen, um seinen Gedanken Nahrung zu geben und seinem Körper eine scheinbare Thätigkeit; er ging nach der Rue Empaire hinter der Avenue de Villieres, in dieses erst kürzlich entstandene Stadtviertel, die Improvisation von Emporkömmlingen und Leuten von Geschmack, um seine Maurer zu überwachen, mit seinem Architekten zu plaudern und zuzusehen, wie man in dem Viereck, das sein Garten werden würde, Stöcke pflanzte, die Bäume werden sollten. Er glaubte ein lebhaftes Vergnügen zu empfinden, wenn

er sich bis zur Stumpfsinnigkeit, bis zum Ekel in diese reizenden und zugleich gräßlichen Einzelheiten vertiefte.

Er glich einem Menschen, der seinen Geist abmattet, um ihm Ruhe zu verschaffen, wie er seine Muskeln anstrengte, um schlafen zu können.

Er hatte selbst den Plan seiner künftigen Villa entworfen: Eine ungeheure Halle im ersten Stock; unten ein Speisesaal mit großen englischen Fenstern, auf den Garten hinaus, und hinter den künftigen Bäumen die Stallungen — ja wohl, ja! Stallungen! Louis trat nämlich dem Tattersall bei, um schon im voraus die Aufmerksamkeit auf die Pferde seiner Equipage hinzulenken. Alles das erschien ihm erstaunlich, geradezu komisch und, wenn er darüber nachzudenken begann, fast traurig, aber diese Tollheit, dieser „Rummel", dieser Wechsel betäubten sein Fieber, und es war so schön zu vergessen!

Pah! Im Grunde genommen, wäre es doch sehr naiv gewesen, Gewissensbisse zu haben! Gewissensbisse, was für ein totes Wort! Existiert so etwas anderwärts, als in der Einbildung der Dummköpfe und Schwächlinge? Vielleicht hatte Viktor Gewissensbisse? Viktor war dumm genug dazu! Um so schlimmer für ihn! Man mußte sein Leben genießen! Und Louis wollte es genießen. Und er führte in der That ein ganz neues Dasein, wie gepeitscht, gespornt, getrieben stürzte er sich in das Weltstadtleben, — das wahrhaft moderne Leben, das keinen Aufenthalt, keine Ruhe kennt, das unterhaltend ist, wie eine Reise im Schnellzug, wo man nichts von der Landschaft sieht, und

wo man nur fünf Minuten für das Diner am Buffet Zeit hat.

Diese Überhetzung, dieser Rausch, dieses zu Kopfe Steigende, diese ständige Bewegung, in der er seine Tage vergeudete, behagte ihm recht wohl. Von seinem Architekten eilte er in seinen Cercle — denn er hatte einen Cercle — vom Klub zum Bois de Boulogne, vom Bois zum Theater, vom Theater wieder zum Cercle, und diese Hetzerei bewirkte, daß er abends oder am folgenden Morgen entsetzt über die Nichtigkeit des vergangenen Tages und der Leere seines Lebens dastand. Und dann dachte er daran, daß es da oben in der Rue Torlaque, in seinem verlassenen Gärtchen so schöne Schneewirkungen gab, fein wie japanische Albumblätter: dünne, ganz weiße Zweige, die sich auf einem seidengrauen Horizont abzeichneten. — Ehemals war er so glücklich gewesen, wenn er dergleichen durch den Rauch seiner Pfeife flimmern sah. Da paßte wohl das Wort Alice Hervier's: „Wie dumm er damals war!“

Sehr dumm, ja wirklich dumm. Noch eben hatte er es sich in diesem gothischen Saal des eleganten Restaurants wiederholt, während er eine Wachtelmayonaise verzehrte, Alice Hervier ihn anblickte, und Salomon Molina in seinem Marseiller Accent von dem letzten Geschäft des großen Schwartzheim mit seinen irländischen Steinkohlengruben erzählte.

„Denke Dir, Steinkohlengruben, die er für zweimal hunderttausend Franks gekauft hat! Gut — Er schätzt sie ab — netto Emission: 25 Millionen Franks! Von 200 000 Franks bis 25 Millionen, das ist ein

schöner Stich, was? — Und dann pardauz! Eines schönen Tages paff! Auf 500 Franks, die jede Aktie nominellen Wert hat, verliert man 465 — Siehst Du, Rodillon, das empört mich! Wenn man solche Goldstiefeln an hat, wie dieser Schwartzheim, wenn man 60 Millionen besitzt, so etwas zu machen, das ist einfach gemein! Wenn Du und ich" — Molina lachte laut mit seinem freundlichen Lachen — „das thäten, na, das ginge noch an! Aber er, dieser Schwartzheim? wozu hat er das nötig? Bedenke, Kohlengrubengeschäfte, das ist die reine Dummheit —"

Rodillon hatte eine Grimasse gemacht, als sich Molina an ihn wandte, die vielleicht naiv sein sollte, wahrscheinlich aber spöttisch war, und Louis überraschte ein flüchtiges Lächeln auf den roten Lippen Alice Hervier's.

Es machte Molina übrigens Vergnügen, den Chronisten der Börse zu spielen, wie er auch gern den der Oper zu machen pflegte; und in dem Ton, in dem er die Scenerie des nächsten Ballets geschildert haben würde, in welchem sein Protegée, Marie Launay, ein Pas de deux mit der hübschen Potius-Mauri, wie er lächelnd sagte, ohne übrigens ein Wort Latein zu verstehen, tanzen sollte — erzählte er auch Züge von einem großen Schurken, dem Getreidehändler Courtillier, der wenn er auf Baisse spekulierte, jämmerliche Ähren des neuen Getreides zur Börse brachte, die klein und trostlos aussahen und halb verfault waren, und dabei mit bedenklichem Kopfschütteln sagte: Die Ernte wird heuer ganz kläglich werden! Wenn er aber auf Hausse spekulierte, kam er daher, die Taschen voll schönen Getreides,

das er sorgfältig aus den prächtigsten Ähren des vorhergehenden Jahres ausgesucht hatte, und rief, indem er sie herumzeigte, einmal um's andere: Diesen Winter wird man schönes Weißbrot essen! Ja, der alte Courtillier, das war ein Schurke! Und Molina, dessen Erzählungen von diesen Kriegslisten des Geldkampfes Ribeyre sehr interessierten, ahmte Courtillier nach, wie er die schweren Getreidekörner in seinen Fingern gleich Würsten springen ließ.

Ein drolliger Kerl, dieser Molina, dieser Salomon Molina, ein dicker, fetter, starker Kerl, jünger, als mancher junge Mann, trotz seiner sechzig Jahre und seiner weißen Haare! Nicht ein fehlender Zahn, keine Spur von Abnahme des Appetits, noch ebenso kräftig, wie ehemals, als er Kleiderhändler in Cannebière war und an die Hafenarbeiter, an die Malteser und die Italiener alte Tricotsachen verkaufte. Seine brutale Offenheit mißfiel Louis Ribeyre nicht, der ihn beobachtete und fand, das Lachen und die lärmende Heiterkeit dieses Mannes klänge gerade, als wenn man einen großen Sack mit Thalern hin- und hergeschüttelt hätte.

Guillemard, der zerstreut erschien, während Salomon von den Kohlenbergwerken Schwartzheims sprach, und seine Augen nachdenklich auf das Tischtuch gerichtet hielt, ergriff plötzlich das Wort, indem er die Unterhaltung jählings abschnitt, und sagte:

„Also! Sprechen wir jetzt ein wenig von unseren Geschäften!“

Er war entschieden erregt, das Blut war ihm zu Kopf gestiegen, sein roter Backenbart schien von seinem

entflammten Gesicht entzündet zu sein; er war aber völlig Herr seiner selbst und erschien lächelnd und zuversichtlich.

Und er legte seinen Plan dar. Eine großartige, scheinbar ganz wahnsinnige Idee, aber modern, praktisch, alle Welt interessierend.

„Ich will oder vielmehr wir wollen, Molina und ich, die Verproviantierung, die ganze Verproviantierung von Paris zentralisieren, wie man die Bekleidung, die Möbelgeschäfte, die Stoffe, Parfümerien, alles, was in den großen Magazinen des Louvre und Bon Marché aufgehäuft ist, zentralisiert hat. — Diese gigantischen Docks sollen den Kleinhandel zerschmettern und all' die kleinen Boutiquen von Paris und der Umgebung zum Wirbeln bringen. Die Kleinhändler gehen zu Grunde. Das ist' der alte Kampf des Wallfisches und der Gründlinge, wohl möglich, aber diese Bewegung ist das Leben von heute, und das ist groß, das ist weit, das ist amerikanisch! Oh, man wird noch ganz andere Dinge zu sehen bekommen! Erstens aber werden wir nun sehen, was ich begründen will, die Docks der öffentlichen Verproviantierung, verstehst Du?“

„Ach geh'“, sagte Rodillon kalt.

Guillemard wurde erregt:

„Mit dem Geschäft? Das ist nicht eine Sache, wie die allgemeine Kreditbank! Das ist weit besser, etwas Greifbares: „Die Generalgesellschaft für allgemeine Verproviantierung!“ Ich hatte zuerst gedacht, sie die „Zentralgesellschaft“ zu nennen — aber nein, General, das klingt besser! Es

hat mehr Ton, ist in der Mode, wie die Panoramas! Generalgesellschaft für Verproviantierung! Alles was in Paris gegessen wird, was hier verzehrt wird — und das Ungeheuer verschlingt Schreckliches, die Berechnungen darüber sind aufgestellt — alles, was hier also hinuntergeschlungen wird, das soll in einem ungeheuren Etablissement aufgehäuft werden. — Etwas Riesenhaftes. Zuerst kaufen wir alle Fleischereien. — Du lächelst? Du wirst schon sehen! Dann alle Bäckereien, alle Spezereigeschäfte! Die berühmtesten werden unsere Niederlagen. Wir liefern überall hin, fünfzehn Meilen in der Runde; wir werden Versailles mit hineinziehen, wir werden bis Melun gehen, bis Fontainebleau, ein ungeheueres Netz. Der Obsthandel entgeht uns leider, teilweise wegen des Hallenringes. Aber wir werden schon sehen! Wir werden Verträge schließen mit Spezial-Fischereien. Man läßt Millionen von Fischen verfaulen, die wir direkt beziehen werden, und aus denen die Generalgesellschaft für Verproviantierung Geld herausschlagen wird. In der Praxis werden wir mit dem Ankauf aller Detailläden beginnen. Wir schöpfen zuerst den Rahm ab. Aber wir werden dabei nicht stehen bleiben! Wir werden die Verkaufsstellen, die der Gesellschaft gehören, vervielfältigen. Wir werden ganz Paris damit überschwemmen, wenn es sein muß. Die Führung der Privathaushalte werden wir durch einen Spezialvertrag erleichtern, den wir mit der Telephongesellschaft abschließen, die auf unsere Kosten in allen Etagen Telephone aufstellen wird. Das erscheint Dir vielleicht wahnsinnig?“

„Nein, nein.“

Ich sage, das ist ebenso leicht, wie dieses Glas Chatreuse auszutrinken! Das Kapital von hundert Millionen wird nur gerade für den Anfang genügen, es wird verdoppelt werden müssen, verfünffacht, verzehnfacht, was weiß ich? Aber das Geschäft ist zu machen, es ist praktisch, es hat Lebenskraft in sich Das ist keine Gefühlssache, sondern Wahrheit; das packt die Leute bei den Eingeweiden und nicht beim Herzen. Fleisch und Blut das ist kein Themsenebel! Der große Markt all dessen, was man unter die Zähne bekommt, wird allen bequem zugänglich gemacht: Es ist gleichsam eine gegenseitige Versicherungs-Gesellschaft der Magen! Futterlager als Pendant für die Lager von Putz und Mode. Das ist einfach, das ist klar, das springt in die Augen — das packt!“

Und Guillemard schlug lachend auf seine breite Brust.

„Alles, was zur Fresserei gehört,“ fuhr Guillemard fort, „ist immer ein gutes Geschäft gewesen. Alles, was zu essen ist, ist leicht zu verkaufen Wir werden die Verproviantierung konzentrieren, und es ist keine Gefahr, daß man dadurch die Lebensmittel verteuert! Im Gegenteil, wir schaffen eine Verbilligung für alle Welt. Die Sache ist geradezu philantropisch, und Du kannst Dich darauf verlassen, man wird dieses Wort in der Reklame nicht vergessen! Philantropie, Ersparnis, praktischer Sozialismus, billiges Leben, alles, alles zu billigen Preisen. Und wenn sich etwa die Köchinnen dagegen auflehnen wollen, so werden wir ihnen so und

so viel Prozente geben. Und Du wirst sehen, wie die ganze Welt, verstehst Du, die ganze Welt sich auf die Aktien unserer Gesellschaft stürzen wird, wie eine Meute verhungerter Bettler auf die Tafel des Gargontua. Etwas derartiges hat man noch niemals gesehen! Das heißt, die Interessen aller, ich wiederhole es, bei ihren Eingeweiden packen. Das ist kindlich einfach, erstaunlich klar, das ist geradezu großartig!"

„Manifique!" schrie Molina in seinem Dialect.

„Also", schloß Guillemard heiter, rot und strahlend, wie die Façade eines Bankhauses am Tage einer glücklichen Emission — „Also, Rodillon, was sagst Du nun dazu?"

II.

Louis hörte aufmerksam zu, er amüsirte sich über die großartige Verve dieses kräftigen und roten Nordfranzosen, den die ständig dazwischen geworfenen Bemerkungen Molina's: „sehr gut! sehr richtig! ausgezeichnet! Donnerwetter!“ sichtbar anstachelten.

Aber der Maler bemerkte auch etwas anderes: In eben dem Maße, als Guillemard sich ereiferte, sich begeisterte, sich hineinredete, sein Programm wie eine Fahne flattern oder wie eine Feuerwerkssonne die künftigen Gewinne leuchten ließ, schien das schwärzliche Gesicht Célestin Rodillon's sich zu verdüstern und eisig zu werden. Dieser Bureaumensch mit dem Exekutorgesicht schien mit gesenkten Augen nachzurechnen, indem er von Zeit zu Zeit mit kurzem, ganz flüchtigem Seitenblick Alice Hervier ansah, deren blaue Augen sehr ernst erschienen. Bei jeder Ziffer, die Guillemard vorbrachte, und die durch Molina bestätigt wurde schüttelte Rodillon, dessen beide Hände auf dem Tisch lagen, den Kopf und trommelte kurz mit seinen Fingern mit den abgebissenen Nägeln, einen Marsch.

„Der Angelhaken ist von Gold, aber man beißt nicht an!“ dachte Louis.

Und instinktiv fand er, daß der kluge und stumme Mann Recht hatte. All' die schönen Fanfaren Guillemards schienen ihm falsch zu klingen. Vielleicht kam es auch daher, daß die Gleichgültigkeit Alice's, die in dieser Marmorkälte noch schöner erschien, sich offenbar dem Schweigen Rodillon's gesellte, daß Louis sich dem Associé Fräulein Hervier's zuneigte. Entschieden, zu diesem Célestin Rodillon hatte er mehr Vertrauen. „Ohne jede Frage“, sagte er sich, „dieser Rodillon ist doch der Geriebnere.“

Denn Guillemard besaß eine gewisse Vertrauensseligkeit. Es war in ihm etwas von einem Künstler, der von seinen Werken begeistert ist, wenigstens so viel, wie der austrommelnde Ankündiger eines Geschäftes. Er spielte mit seinen Millionen aus Liebe zum Erfolg, des Lärms und des Ruhmes wegen, während Rodillon sie aus Liebe zum Gewinn aufhäufte. Louis besaß noch seine feine pariserische Auffassungsfähigkeit, die unabhängig genug war, diese drei Menschen mit einander zu vergleichen:

Guillemard war der Sohn seiner Arbeit, ein fleißiger und gemütlicher Kerl, er hatte in Paris gelebt, ohne etwas von Paris zu genießen, und war stolz darauf, sich den „großen Guillemard“ nennen zu hören, daß man auf der Börse verstummte, wenn er zu reden begann, und daß hinter ihm eine Meute von Maklern und Remissenten herschlich. Er war schlau, aber nicht hinterlistig, protzig, aber nicht schlecht.

Molina dagegen war ein von den Vergnügungen, die er sich haufenweise erkauft hatte, übersättigter Wol-

lüstling, er spielte den Herrn des Opern=Foyers mit seinen roten, sinnlichen Lippen und seinen frischen, farbigen Wangen, die immer Spuren von dem Puder der kleinen Tänzerinnen zeigten. Er liebte das Geld wegen der Vergnügungen, die es ihm verschaffte, wegen der Befriedigungen, die es ihm zusicherte, und weil seine Millionen ihm bisweilen gestatteten, mit den „höchsten Kreisen“ zu verkehren. Hatte man nicht gesehen, wie ihn zur Zeit des Sulpice Baudry, des ehemaligen Ministers des Innern, die Excellenzen wie Ihresgleichen behandelten, ihn, den Sohn des kleinen jüdischen Händlers?

Endlich Célestin Rodillon, jetzt ein gefährlicher Mensch, während er zu jener Zeit, da man ihn nach Mazas schickte, noch fast naiv war, und der von dort die Pläne eines kleinen, bürgerlichen Machiavell mitgebracht hatte. In seiner Raubgier und Gehässigkeit betete er nur eine Sache an: das Geld, und nur ein Wesen, Alice Hervier, oder vielmehr, er liebte nur seine Neigungen, alles, was seinen Launen und seinem Hasse diente. Er sah mit seinem bissigen und prozeßlustigen Gesicht wie ein Schakal aus, der in einem Exekutorbureau eingeschlossen ist. Er kannte sein Paris bis auf's Tüpfelchen, während Guillemard, der noch immer ein wenig der Bürger von Lille geblieben war, dort nicht so vertraut war, und Molina nur die Spitzen und die Rückseiten des high life kannte. Er versetzte sogar diesen blasierten Louis, der sich über nichts mehr wunderte, in Erstaunen und hatte während der Mahlzeit Bemerkungen gemacht, die dem Maler einen leichten

Schauder verursacht hatten und Alice Hervier den Gedanken eingaben: „Wie ist es möglich, daß ein Mann, der andern gegenüber so stark ist, mir gegenüber so schwach sein kann?"

Mit seinem finstern Gesicht eines unerbittlichen Geschäftsagenten hatte Rodillon, der doch selbst nur für das Geld lebte, bei der Tafel begonnen, diesen Geldmenschen die Wahrheit zu sagen, er spielte sich als gereizten Philosophen auf, der das Recht hätte von dieser Gesellschaft, deren Klauen ihn eines Tages beim Kragen ergriffen hatten und ihn vor Gericht geschleppt, die Wahrheit zu reden:

„Seht", hatte er gespöttelt, „das Kapital ist heute weniger, als jemals, im sozialen Sinne achtungswürdig. Es schießt zu schnell empor. Es wird zu leicht und zu kühn erworben, oder vielmehr geraubt und gleichsam gestohlen. Jeder Zuschauer, der durch diese überraschenden, kühnen oder listigen Streiche angelockt wird, sagt sich: „Warum sollte es nicht auch mir gelingen, wenn es doch so einfach ist?" Daher der furchtbare Appetit, diese fürchterliche Gier, all' diese Versuche von unten her. Die Vornehmen, die Herren der alten Gesellschaft, waren mehr geachtet, als es heute die Reichen sind, die Eroberer der neuen. Man konnte sich in der That nicht vornehm machen. Der Adel war zwar käuflich, aber er verlieh sich nicht. Der emporgekommene Tölpel blieb trotzdem immer ein Bürgerlicher! Während heute das Beispiel verführerisch ist, und Sapperlot, man muß ihm folgen! Man kann in einem Tage, in einer Nacht reich werden,

furchtbar reich. Also! Warum nicht? Das reißt alle Welt mit sich.“

„Weiß der Teufel“, dachte Louis, „daß ein Mensch den Mut hat, moralische Betrachtungen anzustellen, nachdem er aus dem Gefängnis herauskommt. Aber das ist ein tüchtiger Kerl!“

Und Rodillon fügte hinzu, indem er sein Glas mit Château-Yquem beim Licht der Kerzen betrachtete:

„Je weiter wir kommen, desto mehr wird wirkliche Moralität zur Dummheit; ja, je weiter wir kommen, desto mehr wird sie geradezu zur Thorheit werden.“

„Dich bringt die Ehrlichkeit aber nicht gerade um“, dachte Guillemard.

Und der andere fuhr fort:

„Es ist vielleicht notwendig Ehrlichkeit zu besitzen — das kommt noch darauf an, — wenn man jene Rücksichten erkennen will, die Schwartzheim nicht kennt — aber diese Ehrlichkeit muß man nicht zeigen. Wenn man Euch respektieren soll, das heißt, wenn man Euch fürchten soll, dann muß man von Euch sagen: Hüten Sie sich vor ihm, das ist ein gefährlicher Kerl!“

Wenn Louis Ribeyre der Reihe nach diese drei Männer betrachtete, deren Trio eine der Mächte von Paris darstellte, die fähig waren, allein zu dreien, die Börse zu vergewaltigen und den alten historischen Häusern die Spitze zu bieten, sagte er sich, indem er die Gegenwart mit der Vergangenheit verglich: die Generalpächter von ehemals, diese dicken Männer mit dem feinen Lächeln, mit dem fetten und rasierten Kinn und ihrem runden Bauch unter dem Schoß der gestickten

Weste, diese Genüßlinge, welche Latour mit seinem Pinsel unsterblich machte und deren Maîtressen Van Loo malte, diese Geldleute und Finanzpächter, diese bibliophilen Wucherer, diese Künstler-Bankiers und Grandseigneurs vom Geldsack waren mit all ihrem Geist doch nur Kinder neben diesen Bankiers, diesen Finanzleuten, diesen Geldmaklern von heute.

Sie repräsentierten einen Wert wie eine lackierte Sänfte von Martin im Vergleich zu einer Lokomotive, die von Cail fabriziert ist! sagte sich der Maler. Turcaret würde vor den Plänen der Spitzbuben und Gauner von heute zurückschrecken, wenn er die Börse beträte! Ach du himmlischer Vater! Mitten unter diesen Schwindlern würde er wie ein Provinzialer, wie ein Dummkopf erscheinen!

Aber weiß der Teufel, fügte der Maler bei sich im Stillen hinzu, der berühmte Guillemard macht mir neben diesem Spürhund Rodillon in der That den Eindruck eines Don Quichote!

Übrigens war er schon entschlossen, wenn er sich in Geschäfte einlassen sollte, den Plänen Célestins und nicht denen Emil's zu folgen. Die fürchterliche Kälte Rodillon's flößte ihm Vertrauen ein.

Rodillon hatte in der That nicht mit den Wimpern gezuckt, während Guillemard sein Triumphlied anstimmte, und als der Bankgründer ihn schließlich triumphierend fragte:

„Also, was sagst Du dazu?“ wiederholte Célestin zuerst nur, ehe er antwortete, in trockenem Ton die Frage:

„Was ich dazu sage?“

„Ja!“ fuhr Guillemard fort, „seid Ihr nicht mit mir davon überzeugt? Fühlt Ihr denn nicht, daß uns da ein erstaunliches Geschäft winkt? Sage einmal, fühlst Du das nicht, Rodillon?“

Rodillon schüttelte noch immer den Kopf.

„Nein“, sagte er, „es ist gefährlich, es verletzt zuviel Interessen! Du wirst den ganzen Stamm Israel gegen Dich haben!“

„Oho, nicht den ganzen, Célestin!“ meinte Salomon Molina, „d a ich es ja mit Guillemard halte!“

„Das ist etwas — ja, beim Himmel — gewiß — aber — aber!“

„Aber was? Sprich?“ fragte Guillemard kurz. Er war plötzlich ganz ziegelrot geworden.

Rodillon blickte noch immer seitwärts die unbewegliche Alice Hervier an, die noch immer damit beschäftigt war, an den überzuckerten Maronen in der Umrahmung von gefältetem Papier zu knabbern, und Célestin schweigend den Befehl zu diktieren schien, der Sache fern zu bleiben.

„Ich hatte aber auf Dich gezählt“, sagte Emil, „bei diesem Geschäft, wie bei der bulgarischen Anleihe.“

„Die dem alten Ducrey das Leben gekostet hat“, bemerkte Rodillon.

„Durch Deine Schuld, ein falsch begriffener Auftrag — ein Schwabenstreich!“

Rodillon schien schlechter Laune zu sein und diese Erinnerung an Sylvain Ducrey, diese Mahnung an

einen „Schwabenstreich“, wie Guillemard es nannte, schien ihn zu ärgern.

Er machte eine heftige Bewegung und sagte in hitzigem Ton:

„Übrigens ist das auch nicht der einzige Grund! Ich trete in kein Syndikat mehr ein, dazu habe ich keine Lust! Und dann“, fügte er spottend hinzu, „wenn man frei ist, kann man ja überall seinen Fang machen!“

Alice Hervier zerkrümelte noch immer zwischen ihren hübschen, roten Lippen die bezuckerten Maronen und sah dabei mit merkwürdigem Blick Louis Ribeyre an, der immer entschiedener der Meinung wurde, daß Rodillon kein Dummkopf wäre.

Über das runzliche Gesicht dieses Mannes war es wie eine Art sinnlichen Schauers hingelaufen, als er so brutal offenherzig sagte: Man kann überall seinen Fang machen! Der geldgierige Zusammenscharrer enthüllte sich völlig in diesem unheimlichen Gesicht, auf dem das geringste Lächeln Alice's die Begierde eines Fauns entflammte.

„Der wahre Spekulant“, dachte Louis, „ist nicht Molina, sondern er.“

Guillemard, der für Rodillon weniger Bewunderung hegte, vermochte nicht zu verbergen, daß er wütend wurde. Er hatte seine Serviette auf den Tisch geworfen und schien, während er Schluck für Schluck zwei Gläser Chartreuse austrank, nach einem entscheidenden Grund zu suchen, durch den er Célestin beeinflussen konnte: Er fand aber keinen. Er hatte alles gesagt, was er anzuführen wußte. Da er gar nicht daran

gewöhnt war, auf Hindernisse zu stoßen, brachte ihn der geringste Widerspruch außer sich.

Nur eine Frage kam ihm auf die Lippen:

„So bist Du also nicht mit uns?“

„Nein.“

„Du weißt, wer nicht mit mir ist, ist gegen mich.“

„Warum?“ fragte Rodillon sehr sanft.

„Weil es so ist — nicht wahr, Molina?“

„Versteht sich!“ erwiderte Molina lachend.

Und Guillemard blickte plötzlich Rodillon gerade ins Gesicht und fügte hinzu:

„Übrigens höre! Spielen wir offenes Spiel: Ich hoffte Dich zu überzeugen. Aber ich glaube zu ahnen, was Du willst. Du beabsichtigst mir einen Stock zwischen die Füße zu werfen!“

„Meinst Du?“

„Du strolchst in den Bureaus von Natan und Sohn umher!“

Rodillon erblaßte. Sein Auge, das schwarz wie eine Kaffeebohne war, suchte die Augen Alice Herviers. Man erzählte sich, Alice empfinge gern den jünsten Sohn Nathans, den kleinen Eli, bei sich. Durch sie und durch Eli Nathan kannte Rodillon, wie die Neider sagten, die Feldzugspläne dieser Finanzcäsaren.

Er hatte sie einigemale bekämpft; vielleicht konnte er ihnen jetzt dienen.

Guillemard wußte dies wohl, aber dieser Name Nathan, der ganz laut Alice ins Gesicht geschleudert wurde, in aller Gegenwart, verwundete den armen Mann in seiner verheimlichten Eifersucht, in seiner durch das

schöne Weib schnöde behandelten Liebe. Sie schälte unbeweglich und wunderbar anmutig mit ihren langen weißen Fingern, die mit Ringen überlastet waren, eine Mandarine und führte die Stücke an ihre rosigen Nasenflügel, die sanft zum Entzücken erbebten. Louis ließ sie nicht aus den Augen. Und Guillemard, der in seinem Stuhl zurückgelehnt dasaß, die Hände in den Taschen, mit zorngeröteten Augen, suchte den Blick Rodillons, um ihm zu trotzen und rief:

„Ich hätte mich vor Dir in acht nehmen sollen! Du bist eine Kreatur Nathans, so viel ist mir nun klar. Ich war vorher gewarnt und habe Dir doch, wie einem Freunde, meine ganze Reklame vorgemacht. Ich habe mich Dir geradezu ausgeliefert! Aber pah! Was kümmere ich mich darum, was gehen mich Deine Nathans und Du an! Gerade so viel, wie dieser Pfropfen!" — Er ergriff plötzlich ein Stück Kork und ließ es zur Decke emporspringen — „und wenn Ihr die Bösen spielen wollt, werde ich Euch zerschmettern, bei Gott, wie Blattläuse!"

Molina strahlte. Dieser Guillemard flößte ihm Mut ein. „Guillemard hat Temperament! Und Ideen!" Der Marseiller hatte Zutrauen zu ihm.

Rodillon ließ sie reden und zog sich in sich zurück. In seiner ganzen Breite saß er da und betrachtete durch seine schwarzen Augenbrauen den dicken Emil mit haßerfüllten Augen.

Louis fühlte in diesem Gespräch, am Schluß einer Mahlzeit, die mit lächelndem Pariser Geplauder begonnen hatte, etwas Verborgenes, etwas Drohendes

wie ein Todesurteil. Die beabsichtigte Vereinigung endigte mit einer Herausforderung. Und welch ein Duell! Das des Geldes, bei dem man auf den Bauch zielt! —

„Du willst uns zerschmettern?“ rief Rodillon mit schrecklichem, trocknem Auflachen.

„Gewiß, ohne Mitleid! Wie ein Eisenhammer eine Nuß erdrückt!“

„Auch Eisenhammer zerspringen,“ erwidert Rodillon, „eine Schlacke*) genügt, an dieser Schlacke werdet ihr sterben.“

Er hatte sich erhoben und machte Alice Hervier ein Zeichen, ihm zu folgen. Sie schien ihn nicht zu verstehen, wie sie in ihrer nachlässigen Weise, den Ellenbogen auf den Tisch gestützt und ihre weiße Hand in den roten Haaren vergraben, dasaß und Louis anblickte.

Der Maler war ein wenig verwirrt. Eine seltsame Atmosphäre von Gas und der alkoholischen Erregung erfüllte diesen gothischen Raum mit schwüler Wärme, in die sich der Duft eines Toillettenzimmers mischte. Kein Zweifel, ein trunkener Zorn stieg in Guillemards Hirn empor, wie in den Schläfen Louis Ribeyre's ein eigentümliches Fieber klopfte, eine plötzliche Versuchuug, die Folge einer Laune. Alice Hervier blickte ihn noch immer an, und er fand sie jetzt schön, ohne daran denken zu müssen, daß sie Raymonde ähnelte.

---

*) Es folgt nun ein im Deutschen nicht wiederzugebendes Wortspiel, da paille (Schlacke) auch „Stroh“, „Strohsack“ bedeutet.

Ein furchtbares Wort Guillemards fiel plötzlich wie ein Faustschlag hernieder und unterbrach dieses stumme Gespräch der Blicke.

Rodillon hatte thörichterweise den großen Guillemard an den Strohsack*) erinnert, auf dem die Armen sterben.

„Na“, rief Emil, „nimm Du Dich nur in acht, daß Du nicht wieder auf dem Strohsack von Mazas schlafen mußt.

Louis fuhr schnell empor. Er hatte den wilden Blick Rodillons auf dem Tisch irgendeinen Gegenstand suchen sehen, eine Karaffe, die er Guillemard an den Kopf werfen, oder ein Messer, das er ihm in die Gurgel stoßen konnte.

Die zusammengeballten Hände des in seiner empfindlichsten Erinnerung beleidigten Mannes, suchten instinktiv eine Waffe und nahmen die Gestalt von Krallen an.

In einer Sekunde standen alle um den Tisch herum: Rodillon fahl, mit grünen Lippen, infolge des Schaumes, der zu denselben emporstieg; Alice in totenähnlicher Blässe funkelte mit ihren Blicken Emil an, als wenn von dieser Hand voll Schmutz, die da auf denjenigen geworfen war, den sie einst geliebt hatte, auch etwas auf sie gefallen wäre. Und Molina zog Guillemard mit sich fort, während Rodillon zuckenden Antlitzes Drohungen hervorstotterte:

„Das, siehst Du, das sollst Du mir bezahlen

---

*) Vergl. Anm. Seite 329.

Ja, das sollst Du mir bezahlen. — Teuer bezahlen! — Das ist eine Feigheit — eine Gemeinheit ist das! Mit Deiner eigenen Haut wirst Du es bezahlen, verstehst Du!"

„Wenn Du wünschest —", sagte Guillemard, purpurrot vor Wut.

„Oh, nicht mit dem Degen, nicht mit der Pistole, fürchte nichts," wiederholte Rodillon, „ich habe meine Waffen. Aber Du wirst es mir bezahlen, ich sage Dir, Du wirst es mir bezahlen!"

Alice Hervier hatte seine Hände ergriffen und hielt ihn zurück. Sie drückte ihren hübschen, rothaarigen Kopf an seine Brust und wiederholte ganz leise zu ihm:

„Laß doch! Was macht das Dir? Solche Dummheiten!"

Aber Rodillon sagte immer nur wieder ganz idiotisch, in fürchterlichem Ton:

„Du wirst es mir bezahlen! Du wirst es mir bezahlen!"

Louis und Molina führten indeß Guillemard aus dem Zimmer hinaus, wobei er sehr laut mehrmals wiederholte:

„Hat man jemals so was gehört! Auf dem Strohsack sterben? Ich? So ein Dummkopf."

III.

Guillemard hatte, bevor er fortging, dem Kellner einen Fünfhundertfrankschein zugeworfen nnd gesagt:

„Morgen können Sie mir das übrige Geld in mein Bureau bringen, verstehen Sie? Holen Sie meinen Hut!"

Und er zeigte auf das Kabinett, aus dem er herauskam.

Obgleich es kalt war und ein Schneetreiben ihm entgegenschlug, wollte er doch zu Fuß nach Hause gehen. Er erstickte förmlich. Noch unterwegs schimpfte er auf Rodillon, den er einen Spitzbuben nannte, und als Louis ihm begreiflich zu machen suchte, daß er zu weit gegangen wäre, daß er sich zu sehr hätte hinreißen lassen, sagt er wütend, der Vetter möchte sich zum Teufel scheeren:

„Von da komme ich her!" meinte der Maler lachend, „aber weißt Du, mein Lieber, mache keine Dummheiten! Mit einem Kerl, wie dieser Rodillon ist das gefährlich!"

„Beruhige Dich! Du wirst schon sehen", sagte Guillemard.

Molina hob seinen Daumen empor:

„Man wird sie, ihn und diese Nathans, da oben wie Kreisel tanzen lassen!“

„Na, meinetwegen“, erwiderte Louis.

Es war sein Prinzip, weder mit Eigensinnigen, noch mit Thoren zu streiten und sich nicht darauf zu erpichen, einen Hund zu liebkosen, der in Wut ist. Er verließ Guillemard und Molina, nahm einen Wagen und kehrte nach der Rue de Boulogne zurück. Er war bei sich darüber im Klaren, daß Célestin Rodillon ein brutaler, aber gewandter Geschäftsmann und Alice Hervier ein anbetungswürdiges Geschöpf wäre.

Aus ihr könnte man wirklich ein hübsches Porträt machen, dachte er in scherzhafter Nachahmung Edmond Lacoste's.

Am folgenden Tage kam Guillemard äußerst ruhig zu ihm hin.

Er lachte viel, während er von der Scene am Abend vorher sprach.

„Rodillon soll es nur versuchen, das macht nichts,“ sagte er, „und wenn er etwas gegen mich unternimmt, werde ich ihn zerschmettern. Ich komme, um Dich zu fragen, ob Du mit von der Partie bist!“

„Ich?“

„Ja, Du!“

Louis versuchte die Sache ins Scherzhafte zu ziehen. Er, ein moderner Maler, sollte internationale Banken subventionieren, sich bei „Synndkatt“, wie Molina sagte, beteiligen! Wie konnte Guillemard so was von ihm denken?

In Wahrheit hatte Louis Ribeyre kein Zutrauen zu dem Geschäft, er glaubte mehr dem schwarzen Blick Rodillon's und der kalten Zurückhaltung Alice Hervier's.

„Ich mache keine Spekulationen“, sagte er zu Guillemard. „Warum wendest Du Dich denn nicht an Viktor? Er hat eben so viel Geld, als ich, von dem alten Ducrey geerbt! Und außerdem ist er Kaufmann! Gehe doch zu ihm!“

„Das werde ich auch“, sagte Guillemard ärgerlich, „aber hast Du denn zu mir nicht mehr Vertrauen, als zu diesem jämmerlichen Kerl, diesem Rodillon?“

„Ich schwöre Dir zu, daß ich mich nicht den Nathans verkauft habe“, sagte Louis. „Die Nathans haben übrigens guten Geschmack, wenn sie sich Fräulein Hervier mit Célestin gekauft haben. Sie ist hübsch, die Kleine — sehr hübsch — wirklich hübsch! Wie ein Gainsborough*)!“

Guillemard war schon fort. Er brauchte kein Geld, aber er brauchte Namen, um das Geschäft lancieren zu können. Und es war wohl besser, daß die Vettern davon Vorteil hatten, als Fremde. Wenn man alles in Betracht zog, mußten die Ribeyre's mit dem Erträgnis des Verkaufs der Kunstgegenstände, der Altertümer und der verschiedenen Häuser des alten Ducrey mindestens drei und eine halbe Million bekommen haben. — Guillemard stellte diesen Gesammtbetrag nur so „auf gut Glück“ fest, wie er sagte. Jedenfalls könnte man mit einer solchen Operationsbasis

*) Englischer Maler, der um 1727—88 blühte. Anm. d. Übers.

„reich“ werden, denn für Guillemard war man mit drei Millionen noch nicht reich. Und dieser Farbenkleckser, dieser Louis, scheute nun davor zurück!

Ich wette, Viktor wird mir genau dasselbe antworten. Diese Cousins haben gar keinen Appetit! Feiglinge alle Beide!

Louis hatte jedoch die Wahrheit gesagt: Viktor Ribeyre wünschte nur Geschäfte zu machen und Geld zu gewinnen. Viel zu gewinnen, schnell zu gewinnen. Warum? Er hatte doch Geld genug. Niemals hatte er zu hoffen gewagt, daß er so viel haben würde! Er hatte zu viel, sagte er zu sich düster, niedergebeugt und bleichen Gesichts.

Seit seiner Rückkehr nach Paris, in die Wohnung in der Rue de Châteaudun, derselben vom Jahre vorher, aber nun in luxuriöser Weise von all' den Anschaffungen erfüllt, die Geneviève gemacht hatte — neuen Möbeln, Nippsachen, kurz allen jenen exotischen und archäologischen Zierlichkeiten des modernen Mobilars — sobald diese Mauern ihn wieder umgaben schien Ribeyre wieder von den düstern Vorahnungen von ehemals befallen zu sein.

Er war finster, sorgenvoll, sichtlich müde und wie gelähmt durch Ermattung, eine moralische Ermattung. Geneviève begriff das nicht. Er hatte doch jetzt nicht mehr solche Sorgen, wie früher in den schweren Zeiten; er konnte seinen Phantasien leben, lesen, denken, als Herr seines Schicksals. Aber nein, er that es nicht — und seine Frau beunruhigte sich fast darüber. Es hatte ihn gleichsam ein neues Gewinnfieber ergriffen

Er hatte jetzt Heißhunger nach Geschäften, diesen großen Geschäften, die er ehemals fürchtete.

Eines Abends, als Olivier Giraud sie besuchte, hatte Geneviève gehört, wie Ribeyre ihn um Auskunft über diese berühmte „Generalgesellschaft für Verproviantierung" gebeten hatte, von der man soeben zu sprechen begann.

„Ach", hatte Olivier geantwortet, „das ist ein Geschäft, wie ein anderes — vielleicht größer, als ein anderes —"

„Ich hätte Lust, mich dabei zu beteiligen!"

„Sie! Warum?"

Ribeyre versuchte zu lächeln.

„Mein Gott, um schnell viele Millionen zu gewinnen, wie Guillemard!"

Und Geneviève, die schon ein wenig unruhig wurde, hatte ein Gefühl der Erleichterung gehabt, als der junge Mann seinerseits lächelnd, aber mit zerstreuter Miene, geantwortet hatte:

„Ach, dazu ist es bereits zu spät, Herr Ribeyre! Man hat schon so viele Millionen dafür gewonnen daß kein Geld mehr erforderlich ist."

Was Geneviève besonders fürchtete, war gerade, daß Ribeyre sich versucht fühlen könnte, dem Beispiel Guillemards zu folgen. Sie hatte nur den einen Gedanken:

Dies Vermögen, das ihr so plötzlich in den Schoß gefallen war, zu genießen und ihm keinen Makel anzuheften.

Die Träume Viktors flößten ihr daher Furcht ein.

Sie wußte Olivier Dank dafür, daß er so gesprochen hatte. Sie ahnte, daß der Rat, etwas zu riskieren, niemals von der Seite ihres ehemaligen Kommis kommen werde. Wie seltsam! Sie fürchtete viel eher Louis, der sich jetzt wie ein großer Narr in das Spekulationstreiben hineinstürzte. Olivier, von dem sie ehemals eine ziemlich ungünstige Meinung hatte, erschien ihr jetzt als die Vernunft selbst. Mit dem feinen Seelenverständnis der Frau hatte sie beinahe geahnt, was in dem Herzen des jungen Mannes vorging, und sie hatte gleich einer älteren Schwester Andrée gegenüber in eigentümlichem Ton sich sehr nett über ihn ausgesprochen.

„Warum sprichst Du mir von Olivier", fragte das junge Mädchen, ein wenig blaß.

„Weil — mein Gott, weißt Du, nach meiner Meinung ist Herr Giraud eine sehr mögliche Partie! Er ist ein netter, junger Mensch, Dein Vater vergöttert ihn und Du —"

„Ich?" sagte Andrée. „Sprich mir nicht mehr von Herrn Olivier."

„Du liebst ihn also nicht?" rief Geneviève, „ich glaubte, Du liebtest ihn."

„Rede mir nicht von dieser Heirat," sagte Andrée, „ich bitte Dich darum. Versprich es mir."

Geneviève war ganz verblüfft. Der Charakter Ribeyre's und derjenige seiner Tochter wurden ihr immer unerklärlicher. Alle beiden waren auf einmal gleichzeitig fast seit dem Eintritt dieses Glücksfalles so düster gestimmt, als wenn sie sich noch immer im Unglück befänden. Andrée sah bisweilen noch leidender aus, als

Ribeyre. Es kam Geneviève vor, als wenn das junge Mädchen nicht ihre ganze Meinung offen aussprach. Übrigens hatte sie nicht gesagt, daß sie Olivier nicht liebte.

Aber noch mehr als Andrée gab ihr Viktors Verhalten zu denken. Da sie ihn für krank hielt, hatte sie den Doktor Loreau kommen lassen. Derselbe hatte Ribeyre ausgefragt und untersucht. Aber ihm fehlte nichts. Nichts als Müdigkeit. Aber ob der Arzt ihr auch die ganze Wahrheit sagte?

Wenn Geneviève sich schon Sorgen machte, so beunruhigte sich Andrée aufs äußerste. Offenbar hatte ihr Vater sich verändert. Sie überraschte ihn bisweilen dabei, daß er, wie ehemals, über Papiere geneigt dasaß und, ebenfalls, wie früher, Zahlen addierte und Pläne machte. Nur waren die Summen jetzt größer, das war der ganze Unterschied. Sie verstand ihn wohl. Ehemals, zu jener Zeit, da er ihr gern alles anvertraute, würde sie seinen einzigen furchtbaren Gedanken von ihm selbst erfahren haben. Aber konnte er heute dem armen Kinde sagen, daß der Krebs, der in seinem Innern nagte, die gestohlene Erbschaft, dieses Papier war, das er verbarg oder das wohl unzweifelhaft bereits zerrissen war? Wenn er das Geld Ducreys, oder vielmehr Guillemards behielt, geschah es für Geneviève. Und auch für Andrée! Aber durch eine neue Arbeit, durch irgend eine Eingebung, ein Geschäft wollte er diesen Reichtum durch einen anderen ersetzen, um den Seinigen das neue Leben erhalten zu können, dieses glückliche Leben, das auf Geneviève's frischen Lippen wieder das Lächeln hervorgezaubert hatte. Sobald er dann ein

Vermögen gewonnen hätte, würde er das andere zurückgeben.

Und dann fingen die utopischen Pläne, seine unmöglichen Kombinationen wieder von neuem an. Wieviel Nächte vergingen unter dem Aufbau solcher Träume! Seit jenem Tage in Ville d'Avray, der so heiter gewesen war, seit jener Stunde, da er gegenüber dem ironischen Willen des Toten sich aufgebäumt hatte, und sich dagegen empört, denn er wußte wohl, wo seine Pflicht war, und verdammte sich doch zum Schweigen, seit diesem Moment folterten ihn ganz in der Stille, dumpfe, nagende Schmerzen, wie bei Knochenkrankheiten. Er überstand eine verborgene Pein in diesem Todeskampf zwischen seinem Gewissen und seinem Antlitz, das diesen Frauen sagen sollte: Seid glücklich!

Wie oft hatte Andrée die weißen Haare auf dem Haupt ihres Vaters gezählt, das mit jedem Tage kahler wurde! Wenn sie ihn mit ihren schönen ergebenen und guten Augen ansah, ahnte sie wohl, daß der Unglückliche, der so ganz in der Stille gefoltert wurde sich erleichtert gefühlt hätte, wenn er in den Armen seiner Tochter sich hätte aussprechen, schreien, weinen dürfen. Aber konnte er sich Andrée gegenüber aussprechen? Das Urteil, das er am meisten nach seinem eigenen fürchtete, war das dieses Kindes, das wahrhaft, wie er — wie er es ehemals gewesen war — und ehrbar, wie ihre Mutter war.

Oft fand ihn Andrée eingeschlafen in seinem Fauteuil, zusammengesunken nach einer schlaflosen Nacht.

Sie umarmte ihn sanft.

„Schlafe — ruhe Dich, teurer Märtyrer!“

Und sie erzitterte, wenn sie ihn da so mager und gelb, mit der Durchsichtigkeit einer Wachsfigur erblickte.

Ob der geheime Kampf ihn schließlich töten würde?

Sie hatte Lust ihn aufzuwecken, ihn zu umarmen und ihn auf ihren Knieen anzuflehen: „Sage mir doch alles, wie ehemals, mein Vater! Behalte doch Deine Qualen nicht für Dich allein, teilen wir sie doch! Ich habe Mut, wie Du, aber ich habe mehr Kraft, als Du. Thuen wir unsere Pflicht! Verzichte auf dieses Vermögen! Ich bin jung — mir gehört die Zukunft — ich habe“ — sie unterbrach sich, indem sie sich plötzlich mit tiefer, keuscher Freude sagte:

„Ich habe Olivier!“

Und sie verstummte.

„Ich würde Olivier haben — wenn ich nicht reich wäre! Reich durch ein Vermögen, das mir nicht gehört!“ —

Sie war überzeugt, daß sie den Unglücklichen nicht niedergeschmettert hätte, wenn sie Ribeyre zugerufen haben würde:

„Ich weiß alles! Geben wir das Geld zurück! Und leben wir in Armut! Wir werden dann so glücklich sein!“

Hundert Mal glücklicher, als in diesem Leiden, das von Geneviève kaum geahnt, von Andrée aber voll Schmerz erlauscht wurde.

Viktor konnte Guillemard nicht mehr ohne Verwirrung ansehen. In seiner Gegenwart wurde ihm unbehaglich zu Mute. Das Lachen des dicken Emil

schlug ihm wie ein Tadel ins Gesicht. Mit dem Übermut des Mannes, dem alles glückte, mochte Guillemard noch so oft wiederholen, daß sein letzter Jahresabschluß ihn zu einem Rotschild machte, Viktor sagte sich doch, daß er ihn beraubt, ihn bestohlen hätte; ja, das war das Wort; er hatte ihm einen Teil seines Vermögens gestohlen. Was bedeutete es dabei, daß Guillemard das Geld nicht brauchte.

Aber dann kapitulierte Ribeyre vor sich selbst:

„Wenn ich mit den Millionen, die ich habe, das Doppelte gewinnen könnte? Dann würde ich sogleich Guillemard das zurückgeben, was ihm, was seiner Tochter gehört. Ich würde mich von dieser Last befreien, die da auf meiner Brust liegt. Ich würde mit Louis teilen, was ich gewonnen habe. Und dann würde ich wenigstens nicht mehr vor Scham vergehen!

Überall und immer begegnete Viktor Guillemard, und Guillemard kam so oft, als möglich, nach der Rue de Châteaudun, um mit Geneviève zu lachen, und versuchte sie auch jetzt noch zu verblüffen und zu verwirren.

Viktor begegnete ihm an jedem Lebenstage auf seinem Wege. So stand die Rückkehr vom letzten Wettrennen mit Geneviève und Andrée gleich einer fürchterlichen Qual vor seiner Erinnerung — und dieses unvermeidliche Zusammentreffen, das fortwährende Einholen seiner Equipage durch den Viktoriawagen, von dem ihm Emil und Raymonde entgegenlachten. Bei Moulin, bei der Ausfahrt, in der Avenu des Acacias, überall traf Viktor immer wieder auf Guille-

mard, der zu ihm hinüberblickte, ihn grüßte und ihm bei der Biegung einer Allee zuwinkte, und Guillemard erschien, trotz seines Lachens, an diesem Tage sorgenvoll. Seine zusammengezogenen Augenbrauen veranlaßten Viktor, von Angst erfüllt, zu sagen: „Was fehlt heute nur dem Emil?“

Ribeyre erschauderte. Dieses fortwährende Zusammentreffen kam ihm wie ein ironischer Zufall vor oder vielmehr wie ein Gewissensvorwurf und nicht, was es doch in Wirklichkeit war, wie eine unvermeidliche Folge dieser Rückfahrt von dem Wettrennen, denn bei dieser Art von Steeplechase der beiden Wagen mußten sie notwendig zusammentreffen, da sie dieselbe Linie zu verfolgen, dieselben Alleen zu passieren hatten, da die Pferde zu traben begannen, wenn das Gedränge ein wenig geringer wurde, oder im Schritt gingen, sobald das Durcheinander von Landauern, Coupées, Viktoriawagen, Equipagen, Fiakern, deren Kutscher die Menge überschauten und deren Peitschen diesen Horizont von Wagen gleichsam zebrastreifig erscheinen ließen, ganz unentwirrbar wurde.

Da erteilte Viktor seinem Kutscher den Befehl, durch eine Querallee den Weg abzuschneiden und tiefer in das Bois hineinzufahren. Man verlor die Schar der Wagen aus den Augen; aber plötzlich, beim „See“ stießen sie zu seinem Verdruß wieder auf den Viktoriawagen Guillemards, da Emil gerade dieselbe Idee, wie er, gehabt hatte.

Ja, überall begegnete er ihm wieder, fortwährend stand er wie ein Vorwurf vor ihm! Dieser Mann,

dessen Vermögen er eingesteckt hatte, kam ihm gar nicht aus den Augen, und neben ihm diese hübsche, kleine Raymonde, die für Ribeyre gleichsam das Gespenst eines lächelnden Banko war, wenn sie schon von fern ihren lächelnden Kopf ihm entgegenneigte, ihn und Andrée grüßte und jedesmal, wenn eine Raddrehung, sie einander näherte, ganz belustigt hinüberrief:

„Wie! Immer Ihr? Um so besser! Guten Tag Viktor.“

„Fahren Sie zu! Fahren Sie schneller, versuchen Sie Herrn Guillemard zu überholen“, wiederholte Ribeyre fieberhaft.

„Aber, Herr Ribeyre, das ist unmöglich!“

Geneviève wunderte sich über die plötzliche Nervosität ihres Mannes. Das war doch eigentlich sehr komisch! Wer würde wohl den Sieg davontragen? Sie oder Emil? Hipp, hipp!

Aber Andrée war ganz bleich und nachdenklich geworden, da sie sah, daß ihr Vater so furchtbar litt, und da das arme Mädchen ahnte, warum sein Schmerz sich verbitterte. Und sie bemühte sich, ihren besorgten Augen einen noch zärtlicheren Ausdruck zu verleihen, wenn sie sie auf ihren Vater richtete und Ribeyre sich ihr zuwandte. Ja, sie versuchte sogar zu lächeln, da sie nicht wollte, daß er argwöhnen, ahnen, wissen sollte, daß sie —

Ach, diese wie Ironie wirkende Rückfahrt, dieses fortwährende Zusammentreffen, dieser unvermeidliche, rothaarige Kopf Guillemards! Es war für Viktor einer der peinvollsten Tage seines Lebens gewesen,

etwas wie die Confrontierung eines Verbrechers mit seinem Opfer.

Drei Tage später hatte er einen äußerst merkwürdigen Fieberanfall, der sogar den Dr. Laureau beunruhigte. Olivier kam sehr ängstlich zu ihm, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Die alte Katherine ließ ihn in den Salon eintreten, wo Ribeyre auf einem Kanapee ausgestreckt lag, in seinen Schlafrock eingewickelt, die Beine mit Decken umhüllt.

Man hatte die Fensterläden geschlossen, ein winterliches Halblicht glitt in das Zimmer hinein, in dem ein stilles Feuer brannte. Andrée, die neben ihrem Vater saß, legte den Finger auf die Lippen, um Olivier ein Zeichen zu geben.

Er kam leise auf sie zu.

„Vater ist erst vor einem Augenblick eingeschlafen“, sagte sie.

„Er ist wohl sehr leidend, nicht wahr?“ fragte der junge Mann.

Andrée erwiderte lebhaft:

„Nein, nein! Ein vorübergehendes Unwohlsein. Sie wissen, man kränkt meinen Vater, wenn man ihm sagt, er sei nicht mehr derselbe, wie früher, wie Sie es neulich mehrmals thaten.

„Ach“, meinte Olivier, „Ich bin ja kein Arzt, aber —“

Er betrachtete Ribeyre mit seinem tiefen Blick, der von männlicher Zuneigung erfüllt war.

„Ich glaube, er leidet sehr, und Sie setzen mich in Erstaunen, wenn Sie sagen, daß Sie bei ihm keine Anzeichen eines schlechtverborgenen Leidens gewahren. Ich versichere Sie, ich will Sie nicht beunruhigen — es hat sicher keine Gefahr, aber Ihr Herr Vater ist krankhaft verstimmt und Sie ebenfalls, Andrée, auch über Ihnen lagert eine Traurigkeit, die mich peinigt und mir fast Furcht einflößt!"

„Ich? Welche Idee, ich bin vielleicht nicht mehr ganz so heiter, das ist möglich — das kommt daher, weil mein Vater seine Heiterkeit verloren zu haben scheint. — Das, ja, das ist wahr. Es ist nicht richtig gewesen, daß er seine gewohnte Arbeit aufgegeben hat. Seine jetzige Muße macht ihn stumpf. Aber ihm fehlt nichts, nichts besonderes."

Sie schien Ribeyre vor diesem Leiden zu verteidigen, wie er sich dagegen verteidigt haben würde, wenn sie ihm davon gesprochen hätte. Viktors bleicher Kopf lag in einem Kissen vergraben, und über seine trockenen Lippen hauchte ein kurzer Atem, der manchmal fast wie ein klagendes Stöhnen klang.

„Er hat sogar Fieber," sagte Olivier. „Spricht er nicht? Hören wir doch zu!"

„Achten Sie nicht darauf," rief lebhaft Andrée, „Unzusammenhängende Worte!"

Der Schlaf Ribeyres beruhigte sich ein wenig.

„Und Dr. Laureau sagt, ihm fehlt nichts?"

„Er ist nur gestern hier gewesen, er wird erst heute Abend wiederkommen."

Jetzt kamen Namen, Stücke von Sätzen, unverständlich, wie die Klagen eines Kranken, auf die Lippen Ribeyres.

Da erwachte er plötzlich, durch einen Ruck erschüttert, und indem er sich, auf seinen Ellbogen gestützt, halb aufrichtete, blickte er, ein wenig verstört gerade vor sich hin und bemerkte Olivier.

„Sie sind da!“

Dann fuhr er schnell fort:

„Ich habe also geschlafen! Ich habe sogar geträumt. Habe ich gesprochen, Andrée? Was habe ich gesagt?“

„Nichts! — Nichts, Papa! Du sprichst niemals im Schlaf —.“

Er sah noch immer Olivier verstörten Blickes an.

„Habe ich Ihnen nicht geschrieben? Ich wollte Ihnen schreiben. Entschieden, ich will wieder arbeiten. — Sie sollen mir raten. — Aber warum waren Sie da, während ich schlief! — Ich habe im Schlafe gesprochen, nicht wahr? Sagen Sie, was habe ich gesagt? Wiederholen Sie es mir!“

„Aber nichts, nichts, ich versichere Sie. Fräulein Andrée hat es Ihnen ja schon gesagt.“

„So,“ sagte Ribeyre und seine Augen suchten den Blick Andrées. Da sie in den seinigen eine fieberhafte Erregung las, wandte sie sich ein wenig ab.

Da kam dem Unglücklichen der Gedanke, daß seine Tochter vielleicht alles wüßte, alles erfahren hätte, entweder durch dieses Papier oder durch ihn selbst, in einem seiner Ohnmachtsanfälle, und er schämte sich.

„Geld gewinnen! Geld, Geld!“ sagte er ganz laut. „Sagen Sie, Olivier, Sie raten mir nicht, mich Guillemard zu associeren?“

„Nein“, sagte Olivier, „ich rate Ihnen, sich zu beruhigen, für sich zu sorgen! Geld? Wozu brauchen Sie Geld? Sie sind viel zu reich!“

Das war das Wort, das sich Ribeyre ständig wiederholte.

„Zu reich, das ist wahr“, murmelte er. Und dieses Mal hörte man es nicht, der Leidende sprach zu sich selbst.

Er richtete sich gerade empor und warf die Decke bei Seite. Er erschien in seinem Schlafrock sehr mager.

Dann kam er auf seine fixe Idee wieder zurück.

„Aber ist es Ihre Meinung, Olivier, daß das Geschäft Guillemard's keinen Erfolg haben wird? Oder wird es Erfolg haben?“

„Wahrscheinlich!“

„Oh, ganz sicher!“

„Gewiß, ich glaube auch!“

„Warum wollen Sie denn nicht, daß ich mich bei diesem Geschäfte beteilige?“

„Warum?“ sagte Olivier, „weil Sie krank sind, und weil Sie sich schonen müssen, um deretwillen, die Sie lieben, für Frau Ribeyre, für Fräulein Andrée, für mich —“

Andrée blickte Olivier, dessen Augen voll Thränen standen, an.

Er sprach kalt, wie die reine Vernunft, aufrichtig, wie die Freundschaft.

Ribeyre verstummte und setzte sich an's Feuer.

„Er leidet am Herzen!“ sagte der junge Mann zu Andrée.

Sie erbebte und blickte Olivier an.

Er täuschte sich nicht.

IV.

Es hatte geläutet, und Viktor, der ein wenig nervös war, fragte wer da wäre. Er wollte niemand sehen. Es war Louis. Andrée dachte, der Maler würde ihn vielleicht ein wenig zerstreuen, und daher fragte sie:

„Du wirst Louis doch wohl empfangen?“

„Und warum sollte ich ihn denn nicht empfangen?“

In Gedanken fügte Viktor vielleicht diesen so einfachen, aber traurigen Worten bitter hinzu: Ist er nicht mein Mitschuldiger?

Als Louis eintrat, fand ihn Olivier gleich beim ersten Blick merkwürdig verändert. Er hatte garnicht mehr dasselbe Aussehen, wie früher. Hinter einem erzwungenen Lächeln verbarg sich offenbar eine Art Traurigkeit. Seine Spottsucht von ehemals war unangenehm schroff geworden. Diesem eleganten Pariser der sich sonst vom Winde treiben ließ wie ein ausgeworfener, oder auf der Fahrt verlorener Ballast, fehlte heute das kindliche Sichgehenlassen. Er versuchte mit einem Lachen, das hohl klang, zu scherzen, erkundigte sich nach der Gesundheit Viktors, indem er einen Witz suchte, den er nicht fand, und als er die Hand Oliviers drückte, sagte der junge Mann ganz naiv zu ihm:

„Werter Herr Louis, befinden Sie sich nicht ganz wohl?“

Louis schien über die Frage erstaunt und fragte sich wirklich, ob er sich verändert hätte.

Dann sagte er mit seiner gemachten Heiterkeit:

„Pah! Wer befindet sich wohl?“

„Langweilst Du Dich,“ fragte Viktor im eigentümlichen Ton und sah dem Maler prüfend in die Augen.

Louis hatte sich in die Ecke beim Kamin zu ihm gesetzt, er seufzte und schüttelte den Kopf:

„Ach, Liebster, was willst Du, ich hatte mein erstes graues Haar bekommen, ohne nur zu wissen, was Gähnen heißt; aber siehst Du, seit einigen Monaten glaube ich momentweise, ja — ich glaube wirklich, ich langweile mich!“

„Ach,“ sagte Viktor, „jene Zeit ist eben vorbei, da Du Dein Licht an beiden Seiten anzündetest.“

„Besonders, wenn man kein Licht ist — und doch, weiß der Himmel,“ sagte der Maler, „was ich nicht alles für Dinge vornehme und für Leute sehe! Ich mache Geschäfte! So habe ich meine Beschäftigung und gewinne dabei Geld! Aber wie ich schon die Ehre hatte, Euch zu sagen: Ich langweile mich. — Oh! Ich beklage mich nicht darüber! Man hat mich immer noch sehr gern! Aber mir scheint, früher hatte man mich noch lieber. Vielleicht war ich damals auch komischer. — Na ja, ich glaube wirklich, ich war früher komischer.“

„Aber was fehlt Dir denn jetzt?“ sagte Andrée sanft. „Was peinigt Dich? Du hast alles, was Du wünschest — Hast Du Dein Atelier schön eingerichtet?“

„Mein Atelier, sehr schön“, sagte der Maler, „prachtvolles Licht! Ich lese dort meine Zeitungen: Den Börsenboten, die offizielle Kurliste, den Gelegenheitskredit, ich weiß nicht, wie sie alle heißen. Das Licht dort ist ganz vortrefflich, um die Börsenzeitungen zu lesen; aber um zu malen, nein. Es ist nicht mehr der ehemalige Sonnenschein! Mir kommt es selbst so vor, als wäre er für mich sogar im Freien verwandelt. Auf mein Wort, ich habe malen wollen. Denkt Euch, ich habe ein Bild von Miß Maud angefangen. Ja, ich weiß nicht, ob es daher kam, weil Raymonde, die zugegen war, Miß Barker hinderte, eine ordentliche Stellung einzunehmen, oder mit ihren roten Teufelshaaren meinen Blick abzog. Aber es wurde ein jämmerliches Bild! Vollständig verfehlt! Ich habe die Leinwand mitten entzweigeschnitten!

Er machte eine zornige Bewegung wie in nervöser Verzweifelung und sagte mit plötzlich rauher Stimme:

„Alles in allem kommt es mir so vor, als wenn ich nichts weiter bin, als ein Pfuscher. Ich habe versucht, mein ehemals so amüsantes Bild, das Ball-Foyer wieder vorzunehmen, mit einem Haufen kleiner, rosiger Mäulchen und schwarzer Fracks daneben, wie Käfer. Na, und das Ball-Foyer langweilt mich auch! Die Mullkleider langweilen mich, die „Schniepels“ langweilen mich! Alles langweilt mich!“

„Armer Louis!“ sagte Andrée, während der Maler zu lachen versuchte.

Aber es war keine Verstellung, wenn er von den Empfindungen eines Spleenhaften oder eines Ver-

zweifelten sprach. Was er spottend sagte, waren seine wirklichen Gedanken.

Er schüttelte den Kopf und blickte Andrée und Olivier mit einem seltsamen Ausdruck an, als wenn der Blick dieser braven, schlichten Menschen ihn beruhigte.

„Jetzt, seht Ihr, bin ich ein Haupthahn, wenn man so sagen soll. Ich besuche Rodillon und finde in ihm mehr Genie, als in Eugène Delacroix. Ich bin jetzt vielleicht auf dem richtigen Wege! Aber noch einmal, ich langweile mich zum Schreien, zum Weinen, zum Beißen, um alles zu zerreißen, um zum Idioten zu werden! Wenn ich wütend bin, nehmt Euch in acht!" sagte Louis mit einem Versuch zu lachen. „Dann werde ich toll! Und dennoch bin auch ich ein Maler gewesen, wie jener sagte! Aber was weiß ich von der Veränderung, die mit mir, mit meinen Augen, mit meiner Farbe vor sich gegangen ist? Es ist nicht das erste Mal, daß man sich einbildet einen Berg hinaufzukraxeln, wenn man in einem Sumpf herumstampft. Mein Opernfoyer? Ich glaubte daraus ein Bild zu machen, und es ist vielleicht weiter nichts, als eine Klexerei! Ich weiß wohl", fuhr er immer noch lachend fort, „daß ich nicht mehr nötig habe zu malen, und daß ich, wenn ich Lust dazu habe, mir Bilder kaufen kann — aber das ist nicht dasselbe! Vielleicht ist das Dummheit? Ehemals begeisterte es mich, wenn ich einen Pariser Square skizzieren konnte, einen Rock zeichnen, eine kleine Pariserin, die auf Zehenspitzen die Straße überschritt, aufnehmen konnte! Aber jetzt! Mein Wort darauf: Seitdem mein Portemonnaie ge-

füllt ist, ist es hier und da (er faßte sich an die Stirn und zeigte mit seinem Finger) ausgetrocknet, fertig, abgethan! Ja, ja, Euer Vetter Louis ist abgelebt!“

In seinen bitteren Scherzen lag ein aufrichtiger Schmerz, und Viktor erschauerte, da er in sich gleichsam ein Echo dieser Verzweiflung stöhnen hörte. Dasselbe Leiden erstickte sie beide, und in dem Spott des Malers lag ganz tief fast ein Schluchzen verborgen.

Andrée versuchte Louis zu trösten.

„Ach Du übertreibst oder vielmehr, Du denkst kein Wort von dem, was Du sagst. Dir ist das Porträt von Miß Maud mißlungen. Mache das Raymondes, und ich wette, es wird Dir gelingen.“

„Glaubst Du?“

„Und dann, wartet erst ab, was Herr Auboin sagt, Du weißt, er hat Geschmack! Er ist ein berühmter Kunstliebhaber, fast ein Sachverständiger! Er sagte nur noch neulich, er würde, er wüßte nicht was, dafür geben, wenn er ein Bild von Dir haben könnte.“

Als sie von Herrn Auboin sprach, hatten sich Louis und Viktor schnell angesehen.

„Hat Auboin noch nicht genug von der Millionärsmalerei! Nun ist es zu spät, der Laden ist geschlossen!“

„Ich wette, daß Ihr Opernfoyer vorzüglich ist“, unterbrach ihn Olivier, der sich bis dahin schweigend verhalten hatte.

„Willst Du es uns zeigen?“ fügte Andrée hinzu. „Vielleicht wird unsere unmaßgebliche Meinung Dich wieder ein bischen ermutigen! Gehe doch, Du bist noch

nicht solch ein reiner Geldmensch, Du bist noch Maler, und Du wirst immer ein wahrer Künstler sein!"

„Dekorationskünstler! Ich habe das Aufkleben der Tapeten im Hotel Guillemard überwacht, das ist meine ganze Arbeit gewesen. Aber im Ernst gesprochen, Deine Meinung bereitet mir Vergnügen, die Ihrige übrigens auch, werter Herr Olivier, und Meinung gegen Meinung. Ich bedauere, es in Gegenwart Herrn Giraud's sagen zu müssen — aber weißt Du, Viktor, Guillemard wird Dich bitten, Dich bei der Verproviantierungsgesellschaft zu beteiligen."

„So", sagte Viktor, mit einem Hoffnungsstrahl in den Augen.

„Gewiß."

„Und dann?"

„Und dann!"

„Lehne es ab! Rund heraus, das Geschäft ist zu gefährlich! Das ist die Meinung Rodillons, und Rodillon ist ein Geschäftsmann!"

„Aber Rodillon hat sich völlig mit Guillemard überworfen!" sagte Olivier.

„Ich weiß es wohl, das ist ihre Sache und nicht die meinige. Das muß jeder für sich abmachen! Ich beteilige mich an den Spekulationen Rodillons uud ich rate Dir nicht, dasselbe zu thun, aber ich erkläre Dir, daß die Verproviantierungsgesellschaft fürchterlich in die Bresche geschlagen werden wird. Sie können Guillemard davon benachrichtigen, mein teurer Giraud!"

Olivier antwortete: „Herr Guillemard weiß es wohl, er ist zum Kampfe bereit, er ist daran gewöhnt!"

Olivier verteidigte hier ganz laut ein Unternehmen, das er bei sich im stillen sehr streng verurteilte. Aber er war der Angestellte Guillemards und mußte es Louis bemerklich machen; allein der Rat, den er gleich darauf Viktor erteilte, der sich mächtig durch die Aussicht auf eine mögliche Verbindung mit Guillemard, dem großen Guillemard, verlockt fühlte, ließ wohl seine eigene Gedanken ahnen. Vollständige Zurückhaltung! Warum sich in diesen Geldkampf mischen? Olivier Giraud dachte trotz seiner Armut daran, sich von dem Handgemenge zurückzuziehen, und bat Emil, ihm, statt seines Postens in Paris, die Verwaltung der Steinkohlengruben zu übergeben, die Guillemard in Belgien besaß, die Steinkohlengruben von Saint-Luc, die Guillemard selbst nicht einmal kannte, obgleich er große Kapitalien darin à fonds perdus festgelegt hatte.

„Sie wollen Paris verlassen?“ sagte Andrée unwillkürlich sehr lebhaft.

„Ja,“ entgegnete Olivier ein wenig gezwungen. „Das ist ein Gedanke, mit dem ich mich schon lange trage.“

„Und man wird Sie nicht mehr wiedersehen?“ fragte Viktor.

„Oh, fürchten Sie nichts, Herr Ribeyre, ich vergesse diejenigen nicht, die ich liebe!“

Die arme Andrée war ganz blaß geworden, und es entstand ein allgemeines Schweigen in diesem Salon, in dem noch soeben die düstern Scherze Louis' in Ermanglung der Heiterkeit Lärm hervorgerufen hatten.

Viktor dachte grübelnd über das nach, was ihm zu gleicher Zeit Olivier und Louis wiederholten. Und

dennoch, dennoch, er brauchte Geld! Für Geneviève, zur Mitgift seiner Tochter, besonders aber, um das zurückerstatten zu können, was er geraubt hatte, ja geraubt, gleichsam im Dunkel eines Waldes gestohlen.

Louis fühlte sich unbehaglich berührt. Er wandte sich nach Olivier um und fragte ihn, ob er mit ihm mitkäme.

„Begleiten Sie mich, mein teurer Giraud, wir wollen zusammen von Geschäften oder Bildern sprechen, ganz nach Ihrer Wahl. Geldmensch und Farbenkleckser!“

Er empfand indessen eine geheime Freude darüber, daß Olivier ihn darum ersuchte, die berühmte Skizze des Opernfoyers sehen zu dürfen.

„Wirklich, wünschen Sie sie zu sehen?“

„Mir liegt viel daran.“

„Wohlan! Und je weniger sie Ihnen gefällt, um so schlimmer für Sie! Ich schenke sie Ihnen!“

Auch Andrée versprach ihm, morgen zu ihm zu kommen, um dieses unglückliche Gemälde zu sehen, von dem Louis sagte, daß er es zerreißen wollte, und der Maler entfernte sich, ein wenig getröstet, ließ Viktor aber noch nachdenklicher und in noch peinlicherer, gequälterer Stimmung zurück, als vorher.

Ribeyre erwartete fast mit Angst diesen Besuch Guillemards, den ihm Louis angekündigt hatte. Vor seinen Augen zogen wahre Orgien leichten Gewinnes vorbei. Ja solch ein leichter Gewinn und dabei fast sicher oder vielmehr, mit Emil zusammen, absolut sicher! Dieser Rodillon mochte reden, was er wollte, Guille-

mard war ein anderer Kerl, als diese Schwindler! Sich mit Guillemard associeren! Das bedeutete vielleicht den Reichtum, und ein Reichtum, den er nicht einem gestohlenen Testament verdankte, sondern dem Gewinne einer Schlacht! Warum sollte er also zögern? Warum sollte er es nicht wagen?

Ribeyre, der noch soeben ganz niedergeschlagen war, fühlte sich plötzlich fieberhaft erregt. Auch Andrée lächelte ihm in jener Weise zu, in der sie ehemals zu lächeln pflegte. Er redete eifrig, denn er fühlte das Bedürfnis, Geneviève seine Pläne anzuvertrauen. Sie war gerade ganz strahlend heimgekehrt und sagte heiter zu ihrem Manne:

„Ich habe mich soeben ruiniert! Ich habe nämlich eine ganze Kollektion Hüte bestellt. Für eine wahnsinnige Summe. Ach, sie würden Andrée so schön stehen! Aber Du bist nicht kokett, Andrée. Das ist ein großer Fehler von Dir. Die Männer behaupten die Koketterie zu verabscheuen, und wenn man sie nicht hat, verlangen sie sie. Du wirst das auch schon noch kennen lernen."

„Das hängt doch von den Männern ab!" sagte Andrée.

„Frage Deinen Vater! Siehst Du mich nicht gern hübsch?"

„Du bist immer hübsch", erwiderte Ribeyre.

Alsdann erzählte er, was Louis ihm mitgeteilt hätte, und fragte, was sie davon dächte? Das große Projekt Guillemards könnte für sie die Quelle eines ungeheuern Vermögens werden.

„Du und Börsengeschäfte? Nein, nein, nein," rief Geneviève schnell und lachte. Das wäre ganz schön, wenn wir ruiniert wären! Vorläufig wollen wir aber erst unsere Millionen verzehren! Wenn wir sie nicht mehr haben werden, dann können wir uns nach den Geschäften Guillemards umsehen. Aber bis dahin nicht einen Sous für seine Geschäfte! Ich bitte Dich, ich beschwöre Dich! Denn, ich habe es Dir ja gesagt, ich bin mit meiner jetzigen Lage zufrieden, ich habe mich völlig dem Vergnügen gewidmet. Und ich führe ein Leben, wie ich es liebe! Ach! Ihr wißt ja noch gar nicht? Dienstag auf der Ausstellung der dekorativen Künste werde ich einsammeln — ja — für die Waisen von Seeleuten — mein Name steht auf den Straßenplakaten. Das macht mir Spaß! Und ich lasse mir dazu eine Toillette machen — keine der Protektorinnen wird eine ähnliche haben! Gieb mir, was Du für die Subskription Guillemards geben wolltest. Und wenn es 400,000 Franks wären, das ist mir ganz gleich, ich werde sie dafür verwenden. Aber nicht einen Centime für die Börse. Nein, ohne Scherz, lasse Dich nicht in die Geschäfte Guillemard's ein!"

Andrée sagte nichts.

Ihr klang noch die Stimme Oliviers in den Ohren, und sie hörte ihn sagen, daß er Paris verlassen wollte, als wenn das neue Unternehmen Emils ihm Furcht einflößte.

Also, Viktor sah, er mußte verzichten! Man verdammte ihn zur Unthätigkeit. War es seine Schwäche oder die Kühnheit Guillemards, die Geneviève und Louis fürchteten? Vielleicht hatten sie Recht, sich mißtrauisch

zu zeigen, und dieses Unternehmen war offenbar zweifelhaft. Aber es war so verführerisch! Dennoch hatte er die Energie zu widerstehen, als Guillemard in der That an demselben Abend kam und in seiner heiteren Art die zukünftigen Millionen der „General-Verproviantierungsgesellschaft vor seinen Ohren klingen ließ. —

Sie war schon das Ereignis von ganz Paris Stockleite, der Gründungsdirektor der Central Amerikan Bank, die stärkste Emissionsbank von Paris, übernahm das Geschäft und trat für einen überwältigenden Erfolg ein. Der Verwaltungsrat war auf das Geschickteste ausgesucht. Große Namen und scheinbar große Vermögen. Die Presse, eine alles zerschmetternde Presse, begann mit erstaunlichen Artikeln eine teuflische Reklame dafür zu machen, Biographien und Porträts von Guillemard und Molina erschienen in den Spezialblättern, sowie eine Übersicht der zukünftigen Niederlagen der General-Verproviantierungsgesellschaft. Wahre Paläste!

Die Bank befand sich schon jetzt in Räumen, die durch ihren Luxus in Erstaunen versetzten, wie diejenigen der Medici in Florenz und der Fugger in Augsburg (Guillemard wiederholte diese Namen, als wenn er sie einem Prospekt entnommen hätte), aber in der Avenue de l'Opéra, wo man ein ungeheures Gebäude ankaufen würde, würde man eine mächtige Verkaufshalle einrichten: Alles zentralisiert, ein Marmorhaus, mit schwarzem Granit, mit mattfarbigem Corgolin und gelbem Sandstein — fest wie der Kredit Guillemards. Man würde auf Platten von geschliffenem Glase gehen,

und die Kassen würden sich im Souterrain befinden, wie in der Diskontobank.

Und Guillemard zog aus seinen Taschen die Pläne und Bauanschläge des Architekten heraus und zeigte sie Viktor, der sich durch das Ganze furchtbar verlockt fühlte, aber dennoch schwieg.

„Das scheint Dich nicht zu erheitern?“ sagte Emil, der ihm mit dem Blick folgte.

„Im Gegenteil, aber —“

„Du weißt, ich habe mit Dir davon gesprochen, weil ich Dich sehr gern habe, aber ob Du Dich bei dem Geschäft beteiligst oder nicht, das ist mir vollständig schnuppe.“

Er legte die Bauanschläge mit ihren schwarz und rot ausgeführten Zeichnungen wieder zusammen, als Geneviève gerade eintrat und absichtlich die Unterhaltung unterbrach.

„Ich wette, Sie halten Viktor davon ab, sich an der Sache zu beteiligen!“ sagte Guillemard.

Sie lächelte. „Gewiß, das thue ich auch.“

„Und warum? Ich meine: Man muß dem Glück niemals die Thür verschließen!“

„Und wenn ich mich nun für reich genug hielte,“ entgegnete sie und blickte Emil mit ihrem müden, freundlich lächelnden Gesicht an, als wollte sie seine Schmeicheleien von früher herausfordern.

„Man ist niemals zu reich! Ich bin schon von Geld übersättigt, und ich habe doch noch Hunger!“ erwiderte Guillemard. „Also adieu, Viktor! Um so schlimmer für Dich! — Teure Cousine!“ Er reichte

ihr die Hand und empfand dabei, wie immer gegenüber der koketten Herausforderung Genevièves den Eindruck eines ihn entzückenden Brennens. Dann eilte er fort, direkt zu seinen Geschäften, wie eine Kanonenkugel, die auf ihr Ziel losschießt, und hatte die schöne Frau schnell vergessen.

„Ich bin von Geld übersättigt!“ Die befriedigte Brutalität dieses Ausrufs, die fast bestialisch erschien, beruhigte Ribeyre ein wenig. Was war denn das, was er für sich zurückbehielt, im Vergleich zu dem Vermögen dieses Mannes? Dieser Sophismus, den er mit Eifer sich wieder und wieder vorsprach, beruhigte seinen Zorn gegen sich selbst, einen Zorn, der sich aus Scham entwickelt hatte. Aber dann grollte seine Ehrlichkeit in ihm und schrie im Ersticken:

„Und wenn Du ihm einen einzigen Heller vorenthältst, einen einzigen, so wäre es ein Verbrechen.“

Und es ist ein Verbrechen! — —

Zwei Tage später breitete sich auf den Mauern von Paris und auf der vierten Seite der Tagesblätter, überall die Subskriptionseinladung für die „Generalgesellschaft für öffentliche Verproviantierung“ aus. Kapital 100 Millionen. Hundert Millionen noch außer den Emissionsaktien. Überall waren die Mauern damit bedeckt, und es wurden vom Publikum verlangt: 40 Millionen, 50 Millionen, 60 Millionen, 80 Millionen, noch 100 Millionen!

Die Bank Stockleite machte ihre Sache vorzüglich. Bis in die kleinsten, unbedeutendsten Finanzblätter, die

sich der Haut einer Nation wie Schröpfköpfe aufsetzen und durch all' ihre Saugrüssel nach ihrem Blut und ihrem Mark streben, wie die Fühlhörner nach dem Fleisch ihres Raubes, waren alle öffentlichen Organe gewonnen und auf die allgemeine Leichtgläubigkeit losgelassen.

Überall kamen unbedeutende, zweifelhafte Blättchen zum Vorschein, die fast nur für die Gelegenheit begründet waren. Der Direktor des „Finanzguckers" stellte sich Stockleite vor und verlangte seinen Anteil an dem Kuchen, indem er ein Exemplar seines Journals vorlegte, das die Nummer 420 trug. Als der Amerikaner aber zufällig seinen Blick auf den „Gucker" warf, bemerkte er, daß die Nummer mit dem Cliché eines alten Theaterstücks hergestellt war, das in irgend einer Druckerei herumgelegen hatte. „Akt drei, Scene eins. Gabriele allein, singt ein Couplé." Und darunter stand in großen Buchstaben, „Der Finanzgucker, unbestechliches Halbmonatsblatt." Stockleite fand den Einfall so komisch, daß er dem Chefredakteur eine Gratisaktie gab.

100 Millionen Kapital! Stockleite ein großer und schöner Mann, mit strohblondem Bart, der ihm bis auf die Brust herabhing, mit gewaltigen Muskeln und wie ein Bärenführer gewachsen, erschrack nicht über die Höhe einer solchen Emission. Sein Auge vom reinsten Blau hatte ständig einen lächelnden Ausdruck, sein goldfarbiger Bart hob sich im leichten Staunen, wie eine Brise in den Kornähren spielen würde. Er antwortete auf alles mit seinem leichten, amerikanischen Accent:

„Sehr wohl — sehr gut — ausgezeichnet!“

Eine ungeheure Reklame? Ausgezeichnet. Ein beteubender Randal? Sehr gut! Man würde da und dort diese Idee einer Generalverproviantierungsgesellschaft ein wenig verspotten. Ganz vortrefflich. Man nannte lachend in dem familiären Börsen-Jargon, der das Pittoreske liebt, das Geschäft die „Fressereianstalt!“ Sehr gut! Die „Fressereianstalt!“ Ganz ausgezeichnet. Eine glänzende Reklame!

Ein Inseratenagent schlug Stockleite vor, in das Bild des „Gastmahls der sieben Teufelsschlösser,“ das man gerade wieder im Theater aufführen wollte, einen Zug von der Generalverproviantierungsgesellschaft einzulegen.

„Admirable! Admirable!“ rief Stockleite wiederholt mit englischer Aussprache des Wortes.

Er hätte zwar ein Ballet vorgezogen, mit den Aktien und Coupons, die ein Pas de deux unter einem Goldregen tanzten. Aber ein Zug wäre auch eine vorzügliche Idee — ganz ausgezeichnet!

„Dieser Stockleite ist ein ganz erstaunlicher Kerl! Wirklich großartig,“ sagte Molina zu Guillemard entzückt, „er ist mehr Pariser, als ich, dieser New-Yorker.“

„Um so mehr, als Du aus Marseille her bist,“ antwortete Guillemard ganz trunken über den Lärm, der mit seiner Idee gemacht wurde, und daß die Börsenleute in der „Guitare“, wie man die Umgebung der Corbeille nennt, ihm schon den Beinamen „König der Fressereianstalt“ gegeben hatten.

Die Aktien stiegen immer, sie stiegen unbegreiflich! Wie ein Meer zur Zeit der Springflut! Die Hausse schwoll über die Ufer, unwiderstehlich, mit ihrem unvorhergesehenem Anwachsen, und jeden Abend dachte Viktor Ribeyre, wenn er die Zeitung entfaltete und sah, daß die Verproviantierungsgesellschaft noch immer weiter stieg:

„Wenn ich das gewußt hätte!“

Aber er sagte kein Wort.

Ja, wenn er das gewußt hätte! Mit ihrem Preß-Lärm hatte die Central American Bank durch eine Art Feenapparat, unter dem Getöse von Zimbalen die Aktien der Gesellschaft, die al pari einen Wert von 500 Franks hatten, mit einer enormen Prämie ausgegeben. Man hätte sich, erzählten die Zeitungen, vor dem Hause Stockleite's geprügelt, um Anteilscheine zu bekommen.

Die Zeitungen kündigten überall einen glänzenden Erfolg an. Das Publikum blieb aber in Wirklichkeit kalt, gleichgültig und spöttisch. Fast alle Wertpapiere blieben in den Händen Stockleites, nur ein Viertel des Kapitals war subskribiert, ein Viertel dieser Subskription war eingezahlt.

„Na wie geht's?“ fragte Guillemard Stockleite.

Er war ziemlich blaß, da es ihm an Vertrauen fehlte, und Molina, der rot, wie ein Blutfinke, aussah, fügte hinzu:

„Na, wie stehts?“

„Ausgezeichnet,“ erwiderte Stockleite, „sehr gut!“

„Aber wie?“

„Ausgezeichnet, ganz vorzüglich, sehr gut!“

Er sagte ihnen nichts davon, daß ihm fast alle Wertpapiere liegen blieben, warum sollte er die in den Kampf verwickelten Soldaten entmutigen?

Stockleite fügte ruhig, fast heiter und sehr dienstbeflissen hinzu:

„Es ist schon jetzt und wird sicher noch viel mehr ein ganz erstaunliches Geschäft werden — wunderbar, eine wahre Goldgrube. Sie werden bei mir jedes Entgegenkommen finden, Sie können an allen Ecken Feuer anlegen, da die Zentral American Bank Ihnen als Bankier dient! Wir stehen jetzt bei 700 Franks. Wir können bis auf 1000 steigen. Ich werde den Kurs auf 700 halten, Aber, um das Publikum ordentlich mitzureißen, ist innerhalb vierzehn Tagen eine Hausse für die Werte erforderlich, ja, wir wollen sagen eine ganz außergewöhnliche Hausse!

„Sehr wohl", sagte Guillemard.

„Und deshalb?"

Die blauen Augen Stockleites nahmen einen Ausdruck an, als wenn er mit nachsichtigem Lächeln fragte: „Sind Sie denn ein Kind, dear?"

„Dafür giebt es doch ein sehr einfaches Mittel, so einfach, als möglich, das allereinfachste von der Welt! Man muß kaufen! Sie haben ja bei sich oder bei mir jeden beliebigen Betrag disponibel! Bedienen Sie sich dessen zuerst für die Börse! Es wird später schon wieder einkommen und sich bezahlt machen. Arbeiten Sie tüchtig, kaufen Sie mutig d'rauf los! Kaufen Sie! Kaufen Sie! Wir werden natürlicher

Weise eine kolossale Hausse haben, ganz kolossal. Ja kolossal, das ist das einzige Wort!"

„Na meinetwegen", rief Guillemard, „machen wir es so! Alle Segel hoch und überall Feuer!"

„Go ahead", fügte der Amerikaner heiter hinzu.

Der blonde Stockleite war ein Prophet. Die Börse war ganz erstarrt, als sie dieses Kauffieber sah, das sich plötzlich mit einer erstaunlichen Gewinnsucht auf diese „Fressereianstalt" warf, die die Böswilligen bereits zu verspotten begannen.

Die Aktien dieser Verproviantierungs-Gesellschaft, deren Erfinder Guillemard war, stiegen wie ein wohlgefüllter Ballon an einem schönen Tage im Sonnenlichte. —

Überall kaufte man. Wie steht die Verproviantierungs-Gesellschaft? Auf 700, auf 750, auf 800. Kaufen Sie „Fressereianstalt!" Eine wahre Meerflut von Hausse riß sie mit sich, machte sie emporspringen und immer weiter emporspringen, wie einen Pfropfen auf dem Wogenkamm. Auf 850, auf 875, auf 900! Es war prachtvoll. Guillemard war ganz außer sich vor Freude. Molina suchte Rodillon mit den Augen. Derselbe stand jetzt mitten in der Börse unter der großen Uhr, bei den deutschen Bankiers, die man dort die schwarze Bande nennt, und der Marseiller amüsierte sich lebhaft, als er ihn lächeln sah.

„Er lächelt gallig!" sagte Guillemard. „Er wird noch eine Leberkrankheit davon kriegen. Wenn man seine Augen in der Nähe betrachten würde, würde man schon die Symptome der Gelbsucht bemerken!"

Überall fragte man sich erstaunt, wie hoch denn diese Aktien noch steigen würden.

Die Gruppe der Kommis' — um die Corbeille, die Agenten und Beauftragten der Rentiers, die Coulisse, überhaupt diese ganze Spielergesellschaft, die sich mit ihren nervösen Bewegungen zwischen der großen Uhr und der Drehscheibe hin und her schiebt, all' diese Geldleute und Bankiers, die für gewöhnlich an ihre Pfeiler gelehnt stehen — die Bank von Paris am dritten, eine andere am vierten, eine dritte am fünften, alle waren nur von diesem einen Gedanken erfüllt.

Sie konnten bis auf 1000 Franks steigen, sie konnten auch diese Summe noch überschreiten. Denn sie stiegen noch immer. Auf diese Aktien, die erst gestern entstanden waren, hatte sich, von wahrem Heißhunger ergriffen, die Spekulation mit unglaublichem Anlauf gestürzt. Man verlangte nur „Verpropiantierungsgesellschaft", man kaufte nur „Fressereianstalt". Dieses seltsame Wort kehrte wie ein Siegesrefrain auf allen Lippen wieder. „Fressereianstalt" zu 925, zu 950, zu 1000 Franks! Mit einem Sprung überschritt sie die 1000 Franks: Sie stieg auf 1100 Franks, sie ging bis zu 1150. Als Guillemard, indem er die Stufen der Börse, die sich ihm in die Treppe des Kapitols verwandelt hatten, hinabschritt, rief er Molina zu:

„Sie werden bis auf 1200, 1300 — 1500 — 2000 steigen! Es ist gar kein Grund vorhanden, daß das je aufhören könnte!"

Niemals ist ein Mensch glücklicher gewesen, als er es in diesem Augenblick war. Das war die Krönung

seines Lebens, sein entscheidender Sieg, die Erfindung, die ihn zum König des Marktes machte. „Denn es giebt überall Könige in der Republik,“ sagte er heiter. „Es lebe Seine Majestät der Geldsack!“ Man grüßte ihn, man beglückwünschte ihn, man hob ihm seine Handschuhe auf, wenn er sie fallen ließ, man hätte ihm seine Stiefeln geputzt. Und welcher Erfolg!

In dieser, durch diese Hausse ganz bestürzten Menge, die staunend die Augen aufriß, begegnete Guillemard nur einem Menschen, der kalt blieb und ihn mit leichtem, hänischem Staunen betrachtete. Das war Rodillon.

Er war neidisch! Der Erfolg ärgerte ihn. So ein Dummkopf! Er hatte nicht den Sieg vorauszusehen verstanden. Und zudem so eine Canaille! „Ich bin sehr zufrieden, daß ich ihn los bin,“ sagte er eines Abends zu Louis Ribeyre.

Der Maler erwiderte ihm:

„Nimm Dich in acht: Rodillon gleicht den Mäusen, die nagen, und nagen — sie sind schwer zu vertreiben, diese kleinen Tierchen, und Feinschmecker!“

„Ach,“ rief Guillemard, „man giebt den Mäusen Rattengift!“

Und er blickte Louis mit einem mitleidigen Lächeln an.

„Wenn man bedenkt, daß Du an Rodillon glaubst, Du!“

„Ganz sicher.“

„Du machst Geschäfte mit ihm?“

„Das ist sehr möglich.“

„Spricht er zu Dir von mir?“

„Niemals.“

„Und Du gewinnst Geld mit Rodillon?“

„Viel.“

„Du siehst aber doch traurig wie eine Schlafmütze aus!“

„Gerade deshalb!“

„Bist Du verrückt.“

„Auf Ehrenwort.“

Und Louis sprach wirklich die Wahrheit. Er erzählte bisweilen lachend Raymonde von seiner Langweile, und sie amüsierte sich darüber.

„Niemals bin ich mir so ruiniert vorgekommen, als seitdem ich Millionär bin!“

Zu der Zeit, als er noch arm war, hatte ihn der Gedanke, daß andere noch ärmer wären, getröstet. Nun da er reich war, ängstigte ihn der Gedanke, daß ihn andere mit ihrem Vermögen erdrücken könnten. Er kam sich neben gewissen großmäuligen Millionären kläglicher vor, als ehemals in seiner verschmähenden, philosophischen Dürftigkeit. Der Mandarin ließ ihn seinen Halbmond teuer bezahlen. Louis wurde in dieser seltsamen, fast internationalen und oft zweideutigen Gesellschaft, in die er sich mit dem lebhaften Verlangen gestürzt hatte, an dem Rummel teilzunehmen, von einem wahrhaftigen Huronenstaunen ergriffen. Er hatte einen reichen Amerikaner, dem man die Erlaubnis verweigerte, an seinem Namenstage den Arc de triomphe zu illuminieren, weil es ein öffentliches Bauwerk wäre, kalt sagen hören: „Na, was

weiter, wie viel kostet es denn, daraus ein Privatbauwerk zu machen? Wenn Paris ihn mir verkaufen will, kaufe ich ihn!" Er dinierte bei Yankees, die so überschwenglich reich waren, wie die Sultane in den Feenmärchen, und die ihren Gästen das Menue auf matten Silberplättchen graviert, anboten, mit japanischen Zeichnungen von Tifany, die man genötigt war mitzunehmen oder die man mit dem Dessert ausfegte. Er bewegte sich ganz verwirrt, fast berauscht in einem seltsamen Gewühl, wo das bloße Adjektiv banal erschien, und nur der Superlativ noch einigen Wert hatte. Reich hatte da nichts zu bedeuten, hier war man reicher als reich. Und wie die Fliegen um den Honig, wirbelten diese Pariser Speculanten, diese russischen Abenteurer, diese Kirchenstaatgrafen oder spanischen Schloßherren in den Goldstrahlen herum und machten diesen Amerikanern den Hof, die Kupferminen und Diamantenschleifereien besaßen, die auf der Bildfläche erschienen und wieder verschwanden, wie rätselhafte Visionen, eine Art von Souper- und Badeort-Willis.*)

Seine armseligen paar Millionen Louis' erschienen ihm selbst in mitten dieser Aufhäufung von Dollars und Rubeln ganz kläglich. Er kam sich elend vor. Dann stürzte er sich kopfüber in eine Menge seltsamer Spekulationen hinein: Kasinos, Seebäder, Panoramen, Dioramen, Krebsfängereien, wo man in einem Monat genug von diesen Schaltieren fangen konnte, um während eines ganzen Winters Paris mit amerikanischen Hummern

*) Weibliche Gespenster.

zu versorgen. Das Meer riß die Krebswehre fort, oder versandete sie, der Unternehmer stieß Notschreie aus. Louis bezahlte, und wieder warf er sich auf irgend eine neue Operation, weniger, um sich zu bereichern, als um sich zu betäuben, er langweilte sich, er war abgespannt, er fand die Tage leer und die Nächte lang, und er nahm Chloral ein, um sich zu beruhigen und zu schlafen, es machte ihn aber noch schlafloser und trauriger.

Einmal schlug man ihm vor, einen ganzen Badeort bauen zu lassen. Aus einem Künstler war er Gastwirt, Hotelier und Häuservermieter geworden.

Ein ander Mal schlug man ihm ein ganz erstaunliches Geschäft vor. In irgendeinem verlornen Winkel, einem kleinen Dorfe, das sich Val-moustier nannte, fand man Porzellanerde, man baute Öfen, und man fabrizierte kistenweise altes Moustier; man expedierte es in ganzen Körben. Ein großartiges Unternehmen! Aus dem Pariser Maler war nun ein Fayencefälscher und Nachahmer von Altertümern geworden. Eine Menge Erfinder und allerhand Schwindler fielen über ihn her. All die Hornisse und Parasiten der Millionäre gingen bei ihm ein und aus.

Eines Morgens kam er mit lautem Lachen zu Guillemard zum Frühstück und fragte Raymonde, ob sie wünschte, daß ihr Vater Graf würde!

„Graf? Was heißt Graf?" fragte das junge Mädchen.

„Graf substantivum masculinum. Ein Graf,

der eine Grafschaft hat, und dessen Töchter Komtessen sind.“ —

Der dicke Liller lachte laut auf:

„Ich ein Graf? Der Sohn meines Vaters ein Graf?“

Louis zog aus einem Portefeuille ein vierfachzusammengelegtes, weißes Papier hervor, und nachdem er es gelesen hatte, gab er es dem erstaunten Guillemard und Raymonde:

„Seht, lest nur.“

Agentura Carbuccia
via del Popolo, Roma.

Sehr geehrter Herr!

Da mir die hohe Stellung bekannt ist, die Sie gerade jetzt in der Finanzwelt einnehmen, und da ich Sie in die Möglichkeit versetzen möchte, sei es im Interesse Ihrer Geschäftsangelegenheiten, sei es in dem Ihrer Familie (und Louis lachte, indem er die Worte, „hohe Stellung“, „Geschäftswelt“ hervorhob), von den vornehmen Hilfsmitteln Vorteil zu ziehen, die ich in der Lage bin hervorragenden Personen aller Länder zur Verfügung zu stellen, möchte ich mir erlauben, Ihnen mitzuteilen, daß ich gegen eine offiziell festgesetzte Summe, Ihnen irgend eine Dekoration oder einen Titel verschaffen kann, der Ihnen ohne Zweifel die Geschäftsabschlüsse, die Sie unternommen haben, erleichtern wird:

der Prinzentitel kostet 75000 Franks,
der Herzogtitel 50000 Franks,
der Grafentitel 25000 Franks,
der Barontitel 20000 Franks.

Die Giltigkeit des Ganzen wird in unanfechtbarster Form garantiert.

In der Hoffnung auf eine baldige gütige Rückäußerung, beehre ich mich Sie meiner höchsten Hochachtung zu versichern. Ihr ergebenster

F. R. Carbuccia.

„Das ist sehr amüsant!“ sagte Raymonde, indem sie das Papier nach allen Seiten herumdrehte.

„Und das Postskriptum? Du hast das Postskriptum noch nicht gelesen.“

Das junge Mädchen fuhr, noch immer lachend, fort: „P. S. Im Fall Ihnen persönlich der Vorschlag nicht zusagen sollte, bitte ich freundlichst Ihren Bekannten und Freunden davon Mitteilung zu machen.“

„Was ich hiermit thue“, sagte Louis Ribeyre. „Spende ihm 25000 Franks, Emil, oder 50000, ein Herzogtitel gilt ja mehr. Und Carbuccia wird mich segnen, dieser ehrenwerte Carbuccia! Wer weiß, vielleicht würde er mir eine Provision bewilligen.“

„Na, was soll ich noch sagen?“ fügte Louis, der eigentümlich nervös geworden war, plötzlich hinzu. „Ich bedaure beinahe jene Zeit, da ich noch keine Zirkulare der Agentur Carbuccia empfing, und da ich träumte, jemand zu sein, und es mir ganz gleich war, ob ich etwas war!“

„Die Fabel vom Schuhflicker und dem reichen Mann“, sagte die kleine Raymonde, mit hübschem, rosigem Lachen.

V

Die Trauer über den alten Ducrey war schon ziemlich lange getragen. Man konnte nun endlich das Haus in der Rue d'Offémont einweihen. Das war der große Tag für „Cousinchen“! Sie sagte wiederholt zu ihrem Vater:

„Du weißt Papa, das ist meine Emission! Machen wir nicht Fiasco!“

Bis dahin hatte Guillemard merkwürdiger Weise immer seiner Tochter, wenn sie von diesem berühmten Abend, der um sechs Monate verschoben war, gesprochen hatte, geantwortet:

„Hast Du noch Lust dazu? Wozu denn? Das giebt nur so viel Wirrwarr! Da die Sache nun einmal im Frühling ins Wasser gefallen ist, wollen wir sie dort ruhig liegen lassen.“

Aber jetzt begann er plötzlich mit merkwürdigem Eifer für die Anberaumung dieses Festes auf einen der nächsten Tage einzutreten, obgleich er sich bisher sehr wenig dafür interessiert hatte.

Raymonde legte der plötzlichen Meinungsänderung ihres Vaters keine große Bedeutung bei. Papa weigerte sich, Papa war einverstanden, Papa suchte selbst den

Termin für das Fest zu beschleunigen. Es war gut so! —

Sie fragte nach weiter nichts.

„Und daß es gut gelingt", sagte er zu seiner Tochter. „Ich will, das man davon spricht!"

Das junge Mädchen war erstaunt.

„Oh, aber Papa, Du wirst ja ein reiner Geck!"

„Wenn Du wünschest, daß Lacoste Dir seine Ratschläge giebt —"

„Danke, ich habe Louis", erwiderte Raymonde.

Guillemard kratzte sich hinter'm Ohr.

„Dieser Lacoste gefällt Dir also nicht?"

„Doch, er ist ja sehr freundlich!"

„Würdest Du einer Deiner Freundinnen raten, ihn zu heiraten?"

„Gewiß, was machte mir das? Aber wenn eine Freundin mir riete, seine Frau zu werden, dann —"

Sie blickte ihren Vater freundlich an und fügte hinzu:

„Nein, das ist nicht mein Typus!"

Guillemard erschien verdrießlich, aber auch er maß den Launen seiner Tochter nicht allzuviel Bedeutung bei. Er würde schon ein andermal wieder auf die Sache zurückkommen. Nach seiner Meinung war es nun an der Zeit, daß Raymonde sich verheiratete, bisher hatte er niemals im Ernst daran gedacht. Sie erschien ihm noch immer als ein kleines Mädchen; es war doch nur erst gestern gewesen, daß sie noch mit dem Reifen spielte. An dem dicken Mann war das Leben wie eine Taschenspielerkugel vorübergeglitten, aber aus

denselben Gründen, die ihn veranlaßten, die Abhaltung des berühmten Festes zu beschleunigen, wollte er zu gleicher Zeit Raymonde verheiraten. Infolge gewisser, unbestimmter Symptome ahnte er, daß er höher, als seine gegenwärtige Position, nicht steigen könnte; er wurde von einer Unruhe ergriffen, die er bisher noch niemals empfunden hatte. Begann der große Guillemard, dieser starke, große Mann, zu altern?

Wenn Lacoste ihm gefiel, so kam es, ganz rund heraus, daher, daß er viel Geld verdiente, und weil er kein Geschäftsmann war. Ein Modemaler, das ist ein feines Wild für Schwiegerväter. Aber er handelte niemals gegen den Willen Raymondes, er verlangte von ihr nur, daß sie sich entscheiden sollte.

Wozu sich entscheiden? Liebte Raymonde jemand? Kannte dieses niedliche Pariser Vögelchen ein tiefes, wahres Gefühl? Eine Verliebtheit vielleicht, wie sie zu Andrée sagte, eine Art junger Mädchenlaune, die an Olivier Gefallen fand, ohne zu wissen warum, einfach, weil er nicht war, wie all die andern. Aber in dieser Liebe, die ein Windhauch fortfegen konnte, war mehr Rauch, als Feuer, und der Rauch konnte zweifellos leicht verweht werden.

Nein, Raymonde liebte offenbar niemand.

Sollte sie sich verheiraten? Warum? Die Mädchen verheiraten sich, um frei zu sein. Sie war frei, ohne verheiratet zu sein. Sie ging überall hin, sie sah alles, las alles und sagte alles, was ihr durch den Kopf ging. Sie wollte sich so spät, wie möglich verheiraten, und sie amüsierte sich in der Zwischenzeit über

die Scherze und die Klagen ihres Cousin Louis und sagte zu sich selbst, Olivier wäre reizend, oh, wirklich reizend, ganz reizend. — Aber das war alles.

Was sie liebte? Sie fühlte sich in dem Glanze des neuen Hauses wohl, in diesem Lärm, diesem Luxus, diesem ganzen Übermaß des Pariser Überflusses, der infolge der Einladung Guillemards nach der Rue d'Offémont eilte. Das Haus strahlte mit seinen erleuchteten Fenstern, unter dem klaren, mit Sternen übersäeten Himmel. Die Wagen kamen in solcher Menge daher, daß sie sich in dem breiten Portal verfuhren, vor dem aufpassende Schutzleute zur Überwachung der Auffahrt aufgestellt waren. Unter dem Schutzdach, in einem Chaos rosiger Blumen, stiegen die Eingeladenen aus, seidene Frauenschuhe sprangen auf einen Teppich und eilten in das Vestibül mit den ungeheuren Gobelins, das in eine Garderobe umgewandelt war, in der Lakaien und Kammermädchen sich um die Angekommenen bemühten. Dann stieg man eine breite Treppe, mit vergoldeter und verzierter Eisenrampe, zwischen Kamelien- und Rosengebüschen, zu der Galerie hinauf, in der sich die Aristokratie des Geldes, des Talentes, des Ruhmes, der Macht, kurz die ganze Liste der Vornehmen und Berühmten drängte.

Man erstickte hier förmlich.

Louis sagte: „Wenn das nicht der Gothaische Almanach ist, so ist es der Almanach Bottin!*) Es ist wirklich großartig!“

---

*) Adreßbuch von Paris.

Guillemard strahlte. Sein rotes Gesicht über der weißen Kravatte flammte von glühender Freude, seine Stimme klang wie Jubelfanfaren. In seinen grauen Augen leuchteten fortwährend Funken auf. Denjenigen, die man anmeldete, streckte er seine breite, kräftige Hand entgegen. Und man hörte: „Wie erfreut ich bin! Oh, mein Teurer! Sehr liebenswürdig! — Ah, da bist Du ja? — Und auch Sie, mein teurer Baron! — Herr Präfekt — Ich habe wohl die Ehre — Herr Senator — Mein lieber Herr Abgeordneter — Mein alter Molina — Mein teurer Olivier.“

Man drängte sich um Raymonde, die in ihrer weißen, ganz einfachen Toilette, mit ihren hübschen Armen, die noch weißer waren, als ihr Kleid, ihrem entblößten Halse und ihren schönen, roten Haaren, die in den Nacken zurückgenommen waren, bezaubernd hübsch aussah. — Sie verschwand fast in einem Kreise von Schmeicheleien. Ganz glücklich mit ihrem niedlichen, von freudigem Stolz leicht geröteten Gesichtchen, vervielfältigte sie sich förmlich, ging und kam, warf einer Dame eine Schmeichelei zu, einem Neuangekommenen ein liebenswürdiges Wort, ohne ihn zu kennen, fing die Namen der Angemeldeten auf, sagte ah! und improvisierte geschwind eine Liebenswürdigkeit für den Politiker, der sie begrüßte, oder den Berichterstatter, bei dem eine Schmeichelei nützlich sein konnte!

Übrigens suchte sie beharrlich in der Menge Louis Ribeyre und sagte ganz leise:

„Du weißt, ich kenne nicht den vierten Teil der Leute, die ich eingeladen habe, zeige sie mir!“

Und wie ein Spezialführer für die Schönheiten eines Museums, zählte Louis lachend die Titel, die Namen, die Werke auf — er bemerkte mit Staunen, daß er alle, alle kannte — die Finanzleute, die sich auf der Höhe ihres Erfolges befanden, Minister in Machtstellungen oder Exzellenzen, die in Vergessenheit zurückgesunken waren, Journalisten, Akademiker, Maler, Deputierte, fremde Bankiers, sowohl die Yankees als die Deutschen: Stockleite, der seinen blonden Bart strich, und Schwartzheim, der alles über seine Brille hinweg betrachtete.

Und in der Eindruckslosigkeit eines Empfanges ohne persönliche Beziehung, der nur bedrückend wirkt durch seinen Luxus, begrüßte sich alle Welt, weiße Handschuhe drückten weiße Handschuhe, schwarze Fracks stießen sich an schwarze Fracks; in einem zweiten Saal saßen die Damen bereits reihenweise zusammengedrängt und warteten unter dem strahlenden Licht des Kronleuchters, das ihre Schultern küßte, auf das angekündigte Konzert — ein prachtvolles Konzert, mit einem auf Pergament gedruckten Programm mit einer Zeichnung Lacoste's: Fauré, Fräulein Van Zandt, die Coquelins, die zusammen ein noch nicht gedrucktes Proverbe spielten und jeder einen Monolog sprach, den unvermeidlichen Monolog, den Monolog aller Feste, aller Wohlthätigkeitsvorstellungen, aller ministeriellen Empfänge, der immer erwartet wird und der immer drollig ist!

„Ein Zeichen der Zeit!“ sagte Louis. „Man wird dereinst von uns sagen: Sie haben nichts, als Monologe, hervorgebracht.“

Und schon wurde in dem lärmenden Getöse dieser Menge um das belagerte Buffet der furchtbare Durst mit Champagnerbechern und Fruchtsaft gelöscht. Die Sorbets und Sandwichs verschwanden in einem Ansturm des Hungers, während hinten die ernsten und würdigen Bedienten bei ihrer Arbeit mit der Verachtung augenblicklich nüchterner Leute den Heißhunger und Eifer dieser Menge beobachteten, die sich nach dem Eßsaale drängte.

Wenn man genau hingehört hätte, hätte man übrigens allerhand Spöttereien von der ausgehungerten Menge vernehmen konnen. Man machte sich über dieses von allen Seiten überfallene Buffet lustig, man prüfte diesen im Vorbeigehen mit ausgestreckten Fingern ergriffenen Champagner in Bechern, man kritisierte ihn, man lachte darüber, während man alles verzehrte.

Die Boulevardworte, der leichte Pariserische Geist, der sich für witzig hält, machte sich überall in wahrhaft jungenhaften Witzen bemerkbar.

„Es wäre noch schöner, wenn es bei dem König der Fressereianstalt kein gutes Buffet geben sollte!“

„Ach, das sind alles nur Proben, die Guillemard als Prämie giebt.“

Und über diesen Scherzen, die zwischen zwei Schlucken Moet oder zwei Bissen Rosinenkuchen zum Besten gegeben wurden, stieg der ferne Accord der Musik empor, wie eine frische Brise über dem Quaken eines Froschteiches. Dort ertönten Mozart's zarte Klänge, und das Lied Cherubins schwebte, wie eine Liebkosung des Maiwindes über die Himmelschlüsselchen

hin. Hier stieß man sich, lachte und forderte sich gegenseitig zu Witzen heraus. Guillemard warf gleichsam eine Hand voll Banknoten in die Luft, damit man ihn in seinem eigenen Hause verspottete! Das ist sehr Pariserisch! hätte Louis Ribeyre gesagt.

Viktor hatte sich einen Augenblick gefragt, ob er nach der Rue d'Offémont gehen sollte. Er fühlte sich krank, der Kopf war ihm schwer, und er empfand ein Herzdrücken. Aber er hatte sich Mut gefaßt, denn er wollte, um sich selbst zu betäuben, sich den Anblick dieses durch Emil ganz Paris ins Gesicht geschleuderten Luxus verschaffen. Je reicher Emil war, desto weniger kam sich Viktor schuldig vor. Er empfand das Bedürfnis, sich zu sagen, sich selbst zu beweisen, daß Guillemard ein wahnsinniges, ein öffentlich bekanntgegebenes Vermögen besaß, und daß ihm alles gleich war. Übrigens war Geneviève so glücklich, sich zeigen zu können, und in ihrem seidenen Kleide so hübsch! Sie erschien wie eine ältere Schwester, ja, wie eine Schwester dieser Andrée, deren blonde Flechten über ihre Schultern herabfielen, und die hübsch zum Entzücken war, mit einer Blume in ihren Haaren. Sie erschien ungewöhnlich heiter, weil sie ihren Vater mit dieser weißen Kravatte, diesem Frack, der sich ihm fest in der Taille anschmiegte und ihm das Aussehen eines jungen Mannes verlieh, ganz verjüngt sah, und vielleicht auch, weil sie wohl wußte, daß sie bei Guillemard Olivier wiedersehen würde.

Dann aber kam ihr ein Gedanke, der traurige Gedanke, daß Olivier Giraud davon gesprochen hatte,

fortzureisen, wer weiß wohin, nach Belgien, zu diesem Kohlenbergwerk. Wenn Olivier abgereist und fern von Paris sein würde, würde ihr wohl eine Stütze, eine ergebene Seele fehlen. Warum wollte er aber auch reisen? Vielleicht, um vor ihr zu fliehen?

Sie dachte auf der Fahrt im Wagen daran, blickte dann aber ihren Vater an, den eine fieberhafte Erregtheit zufällig heiter stimmte, und sagte sich:

„Es geht meinem armen Vater besser! Was kümmert mich alles Übrige?"

Auch Geneviève war voll Freude, wenn sie auch der Gedanke ein wenig ärgerte, daß Guillemard die Veranlassung war, daß all' diese Equipagen, denen man auf dem Boulevard Malesherbes begegnete und deren geschliffene Laternen blendend durch die Nacht leuchteten, nach der Rue d'Offémont rollten. Aber bei diesem Triumph des großen Emil würde sie auch ihren weiblichen Triumph haben. Sie wußte, daß sie schön sei; Viktor und Andrée hatten es ihr gesagt. Eine glückliche Stimmung belebte noch ihre Anmut, die für sicheres Glück geschaffen war. Ehemals war sie bleich vor Neid geworden, wenn sie zwischen all' den Blumen und unter diesem Plafond, auf dem ein Tiepolo seine Farben ausbreitete, diese Treppe Guillemards hinaufstieg, — jetzt dagegen stieg sie Stufe für Stufe empor und trug ihr hübsches braunes Köpfchen stolz wie eine Königin. Sie antwortete mit einem befriedigten, anmutigen Lächeln, mit einem Anflug von Stolz, auf das laute Lachen Emils, der in seinem strahlenden Stolze zu sagen schien:

„Na, was sagen Sie dazu?“

Sie beneidete ihn nicht mehr, ihr Luxus genügte ihr. Und dennoch — diese Lichter, diese Toiletten, diese Musik, diese ganze Athmosphäre einer neuen, aber funkelnden Pracht, diese Teppiche, diese Gemälde, diese Draperien, dieser wahre Reichtum, wo man das Auge und die Hand Louis' als Arrangeur und Leiter des Ganzen fühlte, behagten ihr eigentümlich. Sie saß in der ersten Reihe, mitten in der Menge schwarzer Fracks, die sich dort aufgepflanzt hatten. Und sie sah mehr, als sie hörte.

Neben ihr stand in korrekter Haltung, den Chapeauclaque in der Hand, das Monokle im Auge, elegant frisiert, der Marquis de Lansac, mit seinem feinen Kavalleristenschnurrbart und seinem kaum bemerkbaren Backenbart auf beiden Seiten der Wangen, der Liebhaber der Komtesse de Barges. Dieser Marquis, mit dem Raymonde in Dieppe viele Male zusammen gewesen war und der sich so liebenswürdig, so galant bezeigte, dessen Verkehr zwar kompromittierend erschien, der aber auch die Aufmerksamkeit auf eine Frau hinlenkte — betrachtete Geneviève durch sein Monokle, sodaß ihr zwar unter diesem ständigen, begehrenden Blick unbehaglich zu Mute wurde, sie sich aber dennoch gleichzeitig durch die Aufmerksamkeit des jungen Mannes geschmeichelt fühlte, dessen Namen sie auf allen Frauenlippen hinter sich und neben sich hörte:

„Herr de Lansac! Oh ja, ja, der Held dieses Prozesses!“

„Die arme, kleine Komtesse de Barges, die jetzt im Kloster ist! Und er!“

Er, immer er!

Oh! Sie hatte guten Geschmack, er ist reizend!

Während in dem Salon die Liebesromanze Cherubins emporstieg, und Geneviève vor sich hinträumte, dicht neben Herrn von Lansac, betrachtete Edmond Lacoste in genau so eleganter Kravatte, wie der Marquis, mit derselben vorgeschriebenen Anzahl von Knöpfen auf dem Chemisett seines Plätthemds, Raymonde, die ihn nicht zu beachten schien, genau wie Lansac Frau Ribeyre zerlegte, die damit aber ganz zufrieden war und sich darüber amüsierte.

Der Marquis bot selbst Geneviève seinen Arm, um sie zum Buffet zu führen. Sie nahm ihn an, während alle Blicke auf sie gerichtet waren, und Lacoste näherte sich Raymonde und beglückwünschte sie über den Glanz ihres Festes und die wunderbare Einrichtung des Hauses.

„Mein Haus, auf das ich übrigens sehr stolz bin", sagte der Maler, „hat nicht diesen Charakter, das muß ich gestehen. Und dennoch habe ich großartige, geradezu verblüffende Pläne. Ich möchte die alten Rittersitten wieder erwecken und in meinem Garten Karousells und Turniere abhalten."

„Turniere? Oh", sagte Raymonde lachend, „laden Sie dann aber nicht Montgommery ein. Der hat eine unglückliche Lanze!"*)

„Sehr hübsch, oh sehr hübsch gesagt!"

---

*) Gabriel, Graf de Montgommery, Kapitän der Garde Heinrich II. verwundete diesen bei einem Turnier tötlich.

Er hätte gern mit einer Schmeichelei geantwortet, aber Raymonde war schon fort, indem sie mit der Geschwindigkeit eines Schmetterlings durch diese Menge hindurchschlüpfte.

Edmond suchte alsdann Guillemard mit den Augen. Der Luxus des Hauses und der tolle Lärm, den die General-Verproviantierungsgesellschaft verursachte, bestimmten Lacoste, der noch immer ein wenig gezögert hatte, zum Handeln. Plötzlich empfand er den lebhaften Wunsch sich zu verheiraten. Die Idee, sein Haus mit diesem zu vereinigen, gefiel ihm. Da er schlau genug war, zu ahnen, daß der Bankier einen Augenblick an ihn gedacht hatte — und wer weiß, vielleicht dachte er noch an ihn, — ließ er geschickt in das Ohr Guillemards eine Bemerkung fallen, daß der Junggesellenstand auf die Dauer für einen Künstler doch langweilig wäre. Mehr als jeder andere bedürfte er eines Heims, des Familienverkehrs, des gemütlichen Glücks 2c. 2c.

Er wollte Guillemard aufsuchen, um ihm davon zu sprechen, ohne daß es weiter auffallen sollte. Ein Wort, das man in diesen Lärm hineinwarf, der gestattete, einer weiteren Auseinandersetzung auszuweichen, konnte nutzbringend sein.

Man konnte in dem Hause, in dem sich die Menge drängte, nur schwierig ein stilles Plätzchen finden. Dennoch hatte Andrée, als sie Olivier bemerkte, den jungen Mann bei Seite genommen und ihn sanft mit ihrer, ein wenig zitternden Stimme gebeten:

„Ist es wahr, was Sie neulich bei uns gesagt haben?“

„Was habe ich gesagt?"

„Daß — daß Sie fortreisen — daß Sie fortreisen wollen?"

Er war offenbar verwirrt; seine Lippen, die zu lächeln versuchten, zitterten.

„Ja, das ist wahr, ich werde Paris verlassen."

„Warum?"

„Ich weiß es nicht —"

„Es giebt also nichts, was Sie zurückhält?"

„Doch! ein Stückchen Erde mit einem Stein und einem Namen darauf — aber ich verlasse es nicht, ich komme wieder dahin zurück."

„Ich weiß wohl", sagte André, deren hübsches, melancholisches Gesicht errötet war — „aber hier — giebt es denn hier niemand, den Sie vermissen werden — niemand?"

Sie hatte es in diesem lachenden Lärm mit ganz leiser Stimme und furchtsam gesagt; aber hätte sie noch leiser gesprochen, Olivier hätte es doch gehört.

Er richtete seine schwarzen Augen auf sie, sah sie einen Augenblick an und legte all' seine Hoffnung und sein ganzes Leben in diese Bitte, die er mit unsicherer Stimme vorbrachte:

„Mögen diejenigen, die mich abreisen sehen, und die ich bedauere verlassen zu müssen, sagen, daß ich bleiben soll, und ich werde nicht abreisen."

Andrée war jetzt so bleich geworden, wie die Rose, die ihre blonden Haare mit Duft erfüllte.

Sie fühlte, daß Oliviers Hand instinktiv die ihrige suchte und zitternd die Spitzen ihrer Finger berührte,

und sie sagte sanft, wie im Sterben, aber mit einem Lächeln:

„Bleiben Sie!“

Er glaubte wahnsinnig zu werden vor Freude. Die ganze Welt verschwand vor seinen Blicken, in dem weiten Hause war niemand, als dieses junge Mädchen. Er wollte ihr alles sagen, was an Ergebenheit und Innigkeit ihm auf die Lippen trat. Aber sie war schon verschwunden, davongetragen von dem Strom der Eingeladenen, wie in dem Wirbel eines Walzers.

Sie empfand Scham vor sich selbst, vor diesem Wunsch, den sie ausgesprochen, vor dem Geständnis, das ihr entfallen war, und sie entfloh durch die Menge, in der sie sich einsam und glücklich fühlte, glücklich, das Geheimnis ihrer Liebe entschleiert zu haben.

Das Konzert war zu Ende und durch die Säle, die große Halle, die Galerie wanderten die Leute in dichten Scharen, sich stoßend und gestoßen, wie bei der Eröffnung einer Ausstellung, in einem Bazar, einer Bildermesse, bei einer Kirmes oder einer Sensationspremière. Nichts Zartes und Wahres, nicht ein Gefühl der Zuneigung und Aufrichtigkeit, kein Mitgefühl. Gierige und eifersüchtige Augen, die auf diese zur Schau gestellten Kunstwerke gerichtet waren, spöttisches Lachen, das die Autentität der Altertümer und der aufgehängten Gemälde abschätzte. Etwas Ähnliches, wie jenes neugierige Gewimmel zwischen den von Ducrey hinterlassenen Gegenständen, nur mit dem Unterschied, daß diese Banalitäten und spöttischen Bemerkungen sich auf Guillemard bezogen, der der Wirt war.

Übrigens eine Gastfreundschaft, die gerade so gewährt wurde, wie man sie aufnahm, des Gepränges wegen und weil es „chic“ war, um in Erstaunen zu setzen und gesehen zu werden. Der Gastgeber empfing alle diese Leute, damit man von ihm spräche, sie drängten sich zu Guillemard, damit man von ihnen spräche. Alle hätten sie bereitwillig den Bleistift jenes Reporters vom Boden aufgehoben, der in einer Ecke ihre Namen notierte.

Guillemard verschwand in diesem ständig steigenden Meer von Eingeladenen, die er zum größten Teil noch niemals gesehen hatte und die er niemals wiedersehen würde, allmählich wie ein unter jeder neuen Welle Ertrinkender. Noch immer und immer fuhren die Wagen vor dem Hause vor und spieen neue Paare auf die Teppiche der Treppe aus.

„Ah!“ sagte Louis zu Raymonde, „Du hast also nicht nur „ganz Paris*), sondern die ganze Welt eingeladen.“

Und er blieb stehen, um seine hübsche Kousine anzusehen, und fügte hinzu:

„Sie mögen noch so zahlreich und so hübsch sein, wie sie wollen, Du bist doch die Netteste. Mit Deinem Goldhaar und Deinen weißen Schultern siehst Du aus, wie ein Honigstreifen in einer Tasse Milch!“

---

*) „tout Paris“ — so nennt man jene Kreise der Gesellschaft, die bei allen wichtigen Gesellschaftsereignissen dabei zu sein pflegen.

In der That waren so viel Leute da, daß Molina, der gerade mit verwirrter und erregter Miene ankam, nicht wußte, wie er Guillemard in den Sälen mit all diesen Herren und Damen, diesem Buffet und dieser Musik, einem ganzen Orchester, finden sollte.

„Wo ist Guillemard?“ „Haben Sie Guillemard nicht gesehen?“

Er fragte nach Guillemard in seinem Hause, als hätte er ihn auf der Börse gesucht, und erwartete, daß man ihm antwortete: Dort am ersten oder zweiten Pfeiler!

Er brachte eine große, aber keineswegs heitere Nachricht, die er Emil mitteilen mußte. Er kam von Marie Launay, der Tänzerin, die ihn mit vielen Nachrichten versah, und Marie hatte soeben, bei einem Souper, bei dem sie mit Alice Hervier zusammengetroffen war, erfahren, daß alle Wertpapiere oder fast alle nicht gelieferten Titres der Verproviantierungsgesellschaft in den Händen Rodillons wären!

Als Molina in dem Gedränge endlich Guillemard für genügend lange Zeit erwischen konnte, um ihm seine Nachricht ins Ohr zu flüstern, erbleichte Emil und rief:

„Was! Ist das möglich?“

„Ich sage Dir, was man mir soeben mitgeteilt hat.“

„Ach, Frauengewäsch!“

„Oh, Marie Launay ist schlau, mit ihren grünen Augen, und Alice weiß auch Bescheid. Ich bin überzeugt, daß es wahr ist. Du hast Rodillon moralisch geohrfeigt. Er rächt sich, indem er ein gutes Geschäft macht.“

„Aber Stockleite?“

„Ach Stockleite, der soll der Strohmann Rodillons sein, das ist alles!“

„Und er ist hier, dieser Stockleite! Wenn das, was Du mir sagst, wahr wäre, würde ich ihn wie einen Bettler vor die Thüre werfen!“ rief Guillemard mit glühenden Wangen.

„Keine Dummheiten! Du giebst dieses Fest, um Deinem Kredit nachzuhelfen. Kompromittiere ihn nicht durch Deinen Zorn. Der Kredit,“ fügte Molina hinzu, „wenn in früheren Zeiten ein Kaufmann Wippchen machte und einen Ball gab, nahmen mißtrauische Bankiers seine Papiere nicht mehr an. Heute, Du lieber Gott, muß man schon höher springen, als bis zu seinen Knieen, damit man für solide gehalten wird. Siehst Du, da ist Stockleite!“

Der blonde Kopf des Amerikaners erschien dort unten über den kahlen oder wohlfrisierten Köpfen, gleich einer großen Kornähre. Um den Mund des Yankees schwebte noch immer sein hübsches Lachen.

Guillemard, der sich wie betäubt fühlte, durcheilte zwei oder drei überfüllte Zimmer und suchte einen kleinen Bibliotheksraum auf, den er durch eine Thüre im Holzgetäfel öffnete. Er mußte einen Augenblick allein sein und sich den Kopf in frischem Wasser waschen, um wieder heiter und lustig erscheinen zu können.

In der Bibliothek war jemand, der sich auf einen Divan gesetzt hatte.

„Ach, Du bist da, Viktor?“ sagte Emil. „Was machst Du denn hier?“

Viktor Ribeyre war erbebt, als er ihn sah. Er antwortete:

„All der Lärm. — Ich habe Kopfschmerzen. — Ich wollte Genevièves wegen, die sich amüsiert, nicht fortgehen. — Darum bin ich hierhergegangen. — Oder vielmehr, Louis hat mich hierher geführt. Dein Haus ist wirklich prächtig! Und dieser kleine Zufluchtsort ganz reizend — es liegt Geschmack darin!"

„Nicht wahr?"

Guillemard antwortete wie ins Blaue hinein und Viktor sprach in verlegenem Ton.

Der Bankier öffnete eine Art Kredenztisch, entnahm demselben in einer kupfernen Schenkkanne eine Serviette, die er in parfümiertem Wasser benetzte, und rieb sich mit dem angefeuchteten Leinenzipfel die Schläfen und dann hinter den Ohren, die rot waren, wie Kirschen, und unter den Nasenflügeln.

„Bist Du krank," sagte Viktor, der aufgestanden war.

„Ach nein, es ist nichts, nur ein Schwindelanfall, Du weißt, mein dicker Hals —"

Er sah seltsam aus. Er blickte melancholisch zur Decke empor, dicht neben der Rosette: Ein Riß bildete einen Zickzack in dem frischen Gyps.

Er fing an zu lachen, ergriff einen Leuchter, hob ihn in die Höhe und sagte spöttisch, in trockenem Ton:

„Ach! Das ist drollig!"

„Was denn!"

„Das!"

Viktor betrachtete den Riß und versuchte in den grauen Augen Guillemard's zu lesen.

„Wenn man abergläubisch wäre," sagte der Bankier, noch immer spottend.

„Abergläubisch! — warum? —" fragte Ribeyre.

„Ach nichts. — Man hat mir eine schlechte Nachricht gebracht und — dieser Riß da? — Es ist nichts, nur ein Riß — nicht mehr, als ein leichtes Husten in der Brust eines Kolosses — aber der kleine Husten wird zur Schwindsucht und der kleine Riß zum Zusammenbruch. — Ach was, hol's der Teufel! Dieser verdammte Rodillon, wenn ich ihn hier zwischen meinen Fingern hätte —!"

Eine eisige Kälte hatte die Adern Ribeyre's durchströmt. Warum sprach Guillemard von Rodillon? Warum dies Wort Zusammenbruch und dieser merkwürdig weitaufgerissene Blick Emils auf diesen zersprungenen Gyps, als wäre der Riß ein Abgrund gewesen!"

Viktor Ribeyre erschauerte.

„Du weißt, Emil," sagte er schnell, „Du weißt, — wenn ein Unglück —"

„Welches Unglück?" fragte Guillemard, der seine Kaltblütigkeit sehr schnell wiedergewonnen hatte und beinahe fürchtete, zuviel gesagt zu haben. „Ach das da, bist Du dumm. Wer spricht denn von einem Unglück — eine Unannehmlichkeit, weiter nichts!"

Er hatte das Wort in rauhem, gereiztem Tone ausgestoßen.

„So! Nun ist mir besser! Bleibst Du da?" fragte er Viktor.

„Ja — nein."

Ribeyre hatte in seinem Herzen ein Gefühl gehabt, als bohrte sich die Spitze eines Zahnes hinein. Guillemard war jetzt zu unruhig, als daß nicht in seinem Leben eine Gefahr vorliegen sollte. Vielleicht sogar eine unmittelbare Gefahr. Dieser Riß, den er da spöttisch betrachtete, erschreckte Viktor. Wenn sein Vetter ruiniert war?

Ein Zusammenbruch?

Noch soeben hatte sich Viktor, in diesem Luxus, diesem Lärm, diesem Durcheinander und dieser Freude gesagt, daß die Zurückerstattung des Vermögens des Verstorbenen, wie ein Almosen eines armen Mannes gewesen wäre, das in den Schatz eines Satrapen geworfen würde. Guillemard erdrückte mit seinem Vermögen, mit der unwiderstehlichen Allmacht seiner Millionen und seines Kredits nicht nur Ribeyre, sondern alle diese Finanzleute, die auch Besitzer von Millionen waren und die ihn, wie sein Hof, umgaben. Die Erbschaft Ducreys! Pah! Was war das in dem Strome dieses Reichtums?

Und noch einmal kapitulierte sein Gewissen, die Feigheit seines Gewissens. Dann plötzlich ein Blick, ein Schrei, ein unüberlegtes Geständnis Emils, ein verstörter Blick, der auf einen Riß in der Zimmerdecke gerichtet war, die geringste Veranlassung, das kleinste Anzeichen eines Unglücks — das schreckliche Wort Zusammenbruch — der furchtbare Hauch einer Katastrophe, das alles packte Ribeyre auf einmal bei der Kehle und schnürte sie zu.

Wieder sah er, wie an dem Abend der Rückfahrt vom Wettrennen, das Gespenst Banko-Guillemards, er hörte das Lachen Raymondes, Raymondes, die bedroht war, vielleicht schon ruiniert, (es war unmöglich, aber das Unmöglichste geschieht), und er sagte sich:

„Du bestiehlst sie! Du bestiehlst sie!

Er sah vor sich den Paragraphen des Strafgesetzes, unter welchen diese Handlung als Verbrechen fiel.

Er kehrte in die Menge zurück. Diese Wärme legte sich ihm auf die Brust und benahm ihm den Kopf. Er erstickte hier gleichsam. Er mußte eilig entfliehen. Er suchte Andrée und bat sie Geneviève herbeizurufen.

Gleich darauf verließ Geneviève dies lärmende Haus, das mit Lachen und Duft erfüllt war, wie ein kleines Paradies. Der Blick und das Monocle des Marquis de Lansac folgten ihr.

„Du weißt, es giebt noch ein Souper!“ sagte sie in vorwurfsvollem Ton zu Viktor.

„Ich weiß es — aber ich bin müde — wirklich müde!“

„Also fahren wir!“ sagte sie mit einem Seufzer.

Im Wagen, der sie nach der Rue de Châteaudun brachte, suchte Andrée, die in ihren Mantel eingehüllt war, die Hände ihres Vaters. Sie waren heiß, sein Pulsschlag fieberhaft.

„Ach wie schön das war!“ sagte Geneviève.

Er hatte nichts gesehen. In seiner Verwirrung erinnerte er sich nur wie einer Blendung des Risses, der, eine unheilvolle, klaffende Linie, den frischen Gyps zerspaltete. Nur ein einziger Gedanke erfüllte sein Hirn:

„Nun muß ich doch alles sagen! Nun muß ich alles zurückgeben!“

Durch das Wagenfenster betrachtete Geneviève mit ihren hübschen, strahlenden Augen noch das Hotel Guillemard, mit den großen Löchern voll roten Lichtes, in denen Schatten hin und her schlüpften, und aus dem, wie aus einem Theater, Stöße von Musiktönen und Quadrillentakte herausklangen.

Wie man sich dort drinnen amüsierte!

VI.

Am folgenden Tage erwachte Viktor Ribeyre, nach einer Fiebernacht, wie gebrochen. Er hatte angstvolle Träume gehabt: Unter dem Einfluß eines Alpdrückens sah er, wie sich überall breite Risse öffneten und zu Abgründen wurden, in die der Reihe nach Guillemard, Geneviève, Andrée, Louis und er selbst hineinstürzten. Ein und derselbe Gedanke kehrte in ihm immer wieder, ein Gedanke der seine Sinne, seine klare Auffassungsfähigkeit der Situation völlig unterwarf:

Jetzt mußte er sprechen!

Und zwar mußte das Geständnis an eben jenem Tage erfolgen, an dem er das zweite Testament verborgen hatte! Die begangene That fiel unter den Artikel 380, Absatz 2 des Strafgesetzbuches. Vielleicht konnte jedoch das Vergehen noch getilgt werden. Viktor wollte nun bei der ersten Unruhe Guillemards der Sache dadurch ein Ende machen, daß er ein völlig offenes Bekenntnis ablegte:

„Es ist Gefahr vorhanden, nun muß ich sprechen!"

Das war der einzige Gedanke, der ihn beim Erwachen erfüllte. Wieder und wieder sprach er sich dies wie eine Parole vor. Mit fürchterlicher Angst dachte

er daran, Geneviève dem Untergang zu weihen, Andrée wieder in das Mädchen ohne Mitgift zu verwandeln. Aber es war seine Pflicht.

Übrigens wollte er sich bei Andrée selbst ein wenig Mut holen; er wollte wissen, ob sie wüßte, was er litt, und ob sie seine Qualen teilte.

Oft war ihm seine Tochter, dieses lebende Bewußtsein seiner selbst, in seiner Gegenwart verlegen und verwirrt erschienen. Sie lachte gezwungen, was Ribeyre schmerzhafter war, als Vorwürfe. Hatte sie das Testament gelesen? Als sie es ihm in Ville d'Avray ganz bleich hingereicht hatte, wußte sie da, was Onkel Ducrey bestimmte? Und hatte sie dadurch, daß sie nichts sagte, die Entscheidung ihres Vaters abwarten wollen?

Wenn sie den Brief gelesen hat, dachte Ribeyre, so weiß sie, daß ich behalten habe, was mir nicht gehört.

Da nun Viktor durch diesen ewigen Zweifel, der ihm wie eine Last das Herz bedrückte, ganz erschöpft war, hatte er sich entschlossen, alles zu sagen, auch wenn Guillemard nicht in einem Augenblick der Angst ein unfreiwilliges Geständnis, das er ohne Zweifel schon jetzt bedauerte, sich hätte entschlüpfen lassen. Mit Verwunderung entsann er sich dessen, was Geneviève ihm erzählt hatte, jener Antwort, die Andrée ihrer Stiefmutter gegeben hatte: „Sprich mir nicht mehr von Olivier"! Er war überzeugt, daß sie Olivier Giraud liebte. Und da Geneviève sie hatte verstehen lassen, daß einer Heirat mit dem jungen

Manne nichts im Wege stände, vermochte er nicht einzusehen, warum sie nicht einmal davon hören wollte.

Sie weiß, daß es Ducreys Wille ist, daß Olivier Raymonde heiratet! Sie weiß es, sie weiß alles! Sie hat den Brief gelesen! Aber was denkt sie denn von mir, ihrem Vater?

Er wollte es wissen, er war entschlossen, es in Erfahrung zu bringen.

Er erhob sich mit dem Entschluß, sein Geheimnis seiner Tochter preiszugeben, um dafür das Geheimnis Andrée's kennen zu lernen. Er fragte die alte Katherine, ob das Fräulein schon aufgestanden wäre.

„Schon lange, Herr Ribeyre."

„Sagen Sie ihr, ich möchte sie sprechen."

Während der unglückliche Mann seine Tochter in heftiger Erregung erwartete, schaute er durch die Scheiben auf die Passanten auf der Straße herab, ohne sie zu sehen. Ein leichtes Geräusch veranlaßte ihn, sich umzudrehen. Andrée stand lächelnd, schön, mit ihren schwarzen und dennoch so sanften Augen unter ihren blonden Haaren, vor ihm.

„Du hast mir etwas zu sagen, lieber Papa?"

Er ergriff ihre Hände, zog sie an sich, umarmte sie und führte sie zu einem Fauteuil, auf dem er sie veranlaßte, sich neben ihn zu setzen, und sagte zu ihr mit leicht zitternder Stimme:

„Siehst Du, mein Kind, plaudern wir ein wenig! Es handelt sich hier für mich darum, ja, ganz einfach darum, Dir zu beichten!"

Sie versuchte noch zu lächeln, obgleich sie schon ein wenig unruhig wurde.

„Dir zu beichten", fuhr er fort und liebkoste sie mit einem Blick, in dem ebensoviel Bewunderung, als Liebe lag, „dem Herzen meiner Andrée ein Geheimnis zu entreißen, das sie aus Scham, vielleicht auch aus Mitleid, in sich verbirgt! — Es ist schwer, aber Du wirst mir helfen?"

„Ach, Du weißt, Papa," erwiderte das junge Mädchen, „ich habe Dir weder ein Geheimnis, noch einen Kummer zu verbergen."

Und da ihm einfiel, daß es in der That Wesen auf der Welt giebt, die Niemand etwas zu verbergen haben, wechselte er den Ton und sagte fast rauh:

„Andrée! Unserer Familie steht ein Unglück bevor."

„Ein Unglück?"

Sie fragte mit ihren geängstigten Augen.

„Es ist überflüssig, Dir Schweigen aufzuerlegen, wenn ich es selbst nicht zu beobachten gedenke. Also, mein armes Kind, ich habe vor etwas Furcht. Ich fürchte nämlich, daß Guillemard beträchtliche Verluste bevorstehen — daß ihn der Ruin bedroht —"

„Hat er Dir etwas davon gesagt?"

„Nein, aber er war diese Nacht unruhig genug, mich es ahnen zu lassen — wenn Raymonde nichts mehr besäße —"

„Nichts mehr? Raymonde?"

„Es ist Alles möglich."

„Na und — was würdest Du dann thun?“ fragte Andrée und blickte ihrem Vater gerade in's Gesicht.

„Ich wollte Dich bitten, es mir zu sagen,“ erwiderte Ribeyre. „Ich würde das thun, was Du mir raten würdest.“

„Ich? Warum ich?“

Andrée war ebenso bewegt, wie er.

„Weil Du, meine Andrée, die Unschuld, die Pflicht, der Mut, das Gesetz selbst bist, siehst Du. Und weil ich dies weiß, darum, mein Kind, werde ich thun, was Du mir sagst.“

„Alles, was ich auch sagen werde?“ fragte Andrée, deren Lippen jetzt zitterten.

„Alles“, entgegnete ihr Vater in festem Ton.

Sie sah ihn einen Augenblick an und rief dann, indem sie ihm plötzlich um den Hals fiel:

„Ach, endlich —!“

Aber sie unterbrach sich, da sie fürchtete, sie hätte den armen Mann merken lassen, daß sie sein so furchtbar schmerzliches Geheimnis kannte.

Ribeyre stand mit seinen fieberhaft erregten Augen und seinem armen sorgenvollen Gesicht vor ihr da. Und sie sagte zu ihm mit ihrem sanften, unverwischbaren Lächeln, in innigem Ton:

„Lieber Vater, Du wirst thun, was Du willst, und ich werde es billigen.“

Er blickte sie an und fragte sich, warum sie nicht klarer antwortete. Sie hatte vielleicht Furcht, ihn zu verletzen!

„Nein, Andrée, komm, sage — sage mir.“

„Mein Vater“, erwiderte sie noch, „ich bin Deiner sicher; ich möchte selbst nicht Deine Beweggründe kennen! Du kannst zaudern und zögern, Dich zu entschließen. Aber die Wahrheit und die Ehre sind Deine einzigen Gebieter, geliebter, guter, teurer Vater, Du brauchst nicht meine kindliche Weisheit um Rat zu fragen. Ich sage Dir, das Beste, was man thun kann, ist das, was Du thun wirst.“

Sie sprach zu ihm mit der ernsten Festigkeit eines stolzen Ratgebers. Sie sagte ihm alles, ohne ihm etwas zu sagen, da sie selbst vor ihrem eigenen Gewissen diesen Mann nicht verurteilen wollte, den sie anbetete.

Aber diese Bewunderung, diese Verehrung des teuren Mädchens, erschienen Ribeyre wie Vorwürfe. Sicher, ehemals, war das, was er that, gut. Immer der gerade, der gerechte Weg. Aber jetzt, o wie unglücklich er war! Wie elend!

„Du hättest Recht, Andrée,“ sagte er bestürzt, und sein ganzer Schmerz brach sich in einem Schluchzen Bahn, und die Gewissensbisse stiegen zu seinen Lippen empor, wie das Blut aus einer inneren Wunde; „ja, Du hättest Recht, teures Mädchen, wenn ich noch derselbe Mensch, wie ehemals, wäre. Aber sieh mich wohl an, sieh mir gerade in's Gesicht. — Glaubst Du, ich bin noch immer derselbe? Glaubst Du, ich habe nicht gefehlt?“

„Du?“ Sie drückte stürmisch ihre Lippen auf die Wangen ihres Vaters.

„Du antwortest mir nicht? Glaubst Du, daß mein Thun untadelhaft ist?"

Er suchte die Gedanken seiner Tochter in der Tiefe ihrer großen Augen zu lesen.

„Du hast neulich zu Geneviève gesagt, Du wolltest nicht mehr, daß man Dir von Olivier spräche."

Sie empfand in ihrem Innern einen Schmerz, aber sie sagte dann mit Selbstüberwindung:

„Ja, das habe ich gesagt."

„Warum?"

„Geneviève hat mir mit mütterlicher Güte, deren ganzen Wert ich anerkenne, angeboten, mich ihm zur Frau zu geben."

„Na und?"

Andrée antwortete mutig, aber blaß, wie eine Tote:

„Na und! Ich will Olivier meine Mitgift nicht aufdrängen."

„Du brächtest ihm indessen nichts mit, als was ihm bestimmt wäre!" sagte Viktor mit dumpfem Ton.

Sie stotterte:

„Was sagst Du?"

Da entrang sich der schmerzzerrissenen Brust dieses Vaters, der sich da vor seiner Tochter hoch emporrichtete, ein lauter Schrei, der Schrei eines Schiffbrüchigen, der ein Segel erblickt, der Schrei eines Verirrten, der den Weg wiederfindet.

„Ach", sagte er, „wie jammervoll! Wie leicht kann man doch im besten Glauben ein Ehrloser werden! Wie nachgiebig ist doch das Gewissen. Böses erzeugt

Böses; und man muß es büßen — die Stunde kommt, wo alles vergolten wird — bei mir ist sie da, bei mir ist sie da!"

Er sprach wie voll Angst zu sich selbst, aber mit einem Glanz in den Augen, als wenn sein Entschluß gefaßt wäre.

„Komm zu Dir, Vater!" sagte Andrée erschreckt — „Sage, warum hast Du von Olivier gesprochen, was war ihm bestimmt? Sage es?"

„Offenbaren wir unsere Herzen, teures Mädchen", rief Ribeyre. „Es ist unmöglich, daß ich noch unglücklicher sein könnte, und auch Du kannst es nicht mehr werden — armes Kind, da Du ebenso viel leidest, als derjenige, der das Böse gethan hat — und der dieses Böse haßt mit dem ganzen Abscheu der Redlichkeit. Du, die den liebt, der die Schlechtigkeit begangen hat, und die ihn immer lieben wird, nicht wahr, meine Andrée? Sage mir, daß Du mich liebst, und daß Du mir verzeihst?"

„Dir verzeihen, was?" fragte Andrée, indem sie zu lügen versuchte.

„Du weißt es wohl, und Du hast mich gerichtet!"

„Ich Dich richten? Ich meinen Vater richten? Kann er denn in meinen Augen fehlen? Oh, schweige, schweige, schweige! Sage mir nichts mehr. Ich will nichts wissen, ich liebe Dich, ich liebe Dich, und ich werde Dich immer lieben — immer, mein ganzes Leben lang. Aber sage mir nichts mehr, sage mir nichts mehr!"

„Es ist zu spät", erwiderte Ribeyre.

Der zusammengeschrumpfte Ausdruck seines Gesichtes flößte Andrée jetzt Furcht ein.

„Zu spät! Schon lange schließt dieses feige Schweigen meine Lippen, ich will Dir hinfort nicht mehr eine Achtung stehlen, die mich bedrückt."

„Mein Vater, mein guter Vater!"

Sie legte ihre Hand auf seinen Mund, aber er schob diese Hand fort, nachdem er sie geküßt hatte.

„Aber Du siehst doch", sagte er mit einer Art Heftigkeit, „daß ich weniger leiden würde, wenn Du wüßtest, was ich leide. Meine Kräfte sind zu Ende. — Ich bin besiegt! Dies lastet zu schwer auf mir! Wenn ich länger schweigen sollte, würde ich sterben!"

Bestürzt rief sie:

„Sprich denn!"

Und er sagte heftig, in hervorgestoßenem Ton:

„Du weißt, daß ein zweites, allein gültiges Testament vorhanden ist?"

Andrée küßte seinen Kopf.

„Du weißt es, Du weißt es! Nun also, meine arme Andrée! Der alte Ducrey hat, als er es schrieb, nicht einen einzigen Augenblick an der Zustimmung Guillemards gezweifelt. Man verschmäht nicht Millionen, selbst wenn man ihrer noch so viel hat — und besonders, wenn man bedroht ist, weniger zu haben. — Guillemard wird seine Tochter Olivier anbieten!"

Andrée erbebte.

„Olivier?"

Sie entsann sich ihrer furchtbaren Empfindung, als sie den Brief an jenem traurigen Abend in Ville d'Avray gelesen hatte, und des Schmerzes, der ihr damals das Herz durchbohrt hatte.

Olivier müßte Raymonde heiraten?

„Weil das die Bedingung ist! Das ist die Bedingung, hast Du es nicht gelesen?"

Oh, im Gegenteil, sie kannte diese Bedingung, die ihr zuerst wie eine furchtbare Ironie erschienen war, nur allzu wohl! Aber sie bezweifelte nicht, daß Olivier dies Vermögen zurückweisen würde, und ihr klang noch seine männliche Stimme im Ohr, als er sie, fast flehend, um die Aufforderung bat, zu bleiben.

„Welchen Einfluß haben die Einfälle Onkel Ducreys?" sagte sie zu ihrem Vater. „Ich denke, er kann doch Olivier nicht zwingen, Raymonde zu heiraten!"

„Das hängt von Olivier ab, was wird er thun?"

Eine ernste Heiterkeit glitt über das sanfte Gesicht Andrées hin.

„Das weiß ich nicht", sagte sie, „aber soviel weiß ich, daß er mich liebt."

Der Vater betrachtete seine Tochter mit einer Art von Achtung, und die Thränen traten ihm in die Augen. Er fühlte, er ahnte, daß, trotz allem, was sie bis dahin gelitten hatte und durch ihn gelitten, Andrée doch glücklich war durch jenes herrliche Glücksbewußtsein derjenigen, die geliebt werden. Freude strahlte durch ihre Traurigkeit. Und er!

8*

Er kam sich vor diesem Kinde gedemütigt und erbärmlich vor.

„Siehst Du, Andrée, ich wünschte das, was ich gethan habe, durch ein langes Leben der Buße tilgen zu können. Ich wollte Dir eine Mitgift retten! Ich Thor, als wenn Deine Mitgift nicht das war, was ich ehemals erwarb, die alte, arbeitsbereite Ehrlichkeit, ein Schatz, der bis dahin durch tagtägliche Arbeit langsam gewachsen war. Oh, wie habe ich diese Deine Mitgift vergeudet und verschleudert durch mein Verbrechen! Wenn Du Olivier's würdig bleiben willst, wie er es Deiner ist, kannst Du ihm sagen, daß Du ärmer bist, als die Ärmste, weil es bei uns nicht mehr den alten Sparpfennig, die Ehre, giebt!"

Andrée hörte voll Angst dem Unglücklichen zu, der da sprach, und der die Trauer über den Verlust seiner bürgerlichen Redlichkeit mit dem bittern Stolz eines Edelmannes trug, der einen Schandfleck auf seinem Wappen bemerkt hat. Eine stolze Beredtsamkeit überkam diesen Mätyrer wegen seines eigenen Fehls und demütigte seine väterliche Autorität vor dem Kinde, das er zu seinem Richter machte. Aber sie hing sich an ihn und zog den Unglücklichen an ihr Herz, sie flehte ihn ganz leise an, zu schweigen, bat ihn mit ihr Mitleid zu haben und wollte dieses Geständnis, diesen Schmerzensschrei, diese Beichte unter Küssen ersticken, die Verzeihung und zugleich die Bitte ausdrückten:

„Gnade, mein Vater, ich bitte Dich, schweige! Schweige! Ich bitte Dich, schweige!"

Und während diese beiden Wesen, welche die Liebe vereinigte, dort umarmt standen, er glücklich in dem bitteren Gefühl, sich vor ihr anklagen zu können, als hätte er sein Fleisch zerfetzt und gepeitscht, um sich zu strafen, und sie furchtsam, erschreckt vor Verzweiflung, öffnete sich langsam die Thüre des Salons. Olivier trat vorsichtig herein, als hätte er gefürchtet, Ribeyre wäre eingeschlafen und leidend. Und als er diesen Vater in der Erregung seines Schmerzes und das junge Mädchen sah, das ihn mit ihren eigenen Thränen zu trösten versuchte, blieb er einen Augenblick zaudernd auf der Schwelle des Salons stehen und fragte sich, ob er eintreten dürfte.

Mit einem letzten Schrei, einem letzten Losreißen preßte Viktor Andrée in seine Arme und drückte seine brennenden Lippen auf die blonden Haare seiner lachenden und weinenden Tochter, die nicht mehr wußte, was sie sagte:

„Also Du liebst mich noch, Andrée, Du verzeihst mir?"

„Ich bete Dich an, mein Vater! Ich verehre Dich!"

„Und verstehe mit recht, arme, teure Kleine. Ich habe ein Testament unterschlagen, Andrée! Du weißt es, ich habe die wirklichen Erben betrogen! Ich habe es für Dich gethan und für Geneviève! Oh, auf meinen Knieen, auf meinen Knieen möchte ich Dich um Verzeihung bitten! Verzeihe mir, verzeihe mir, mein Kind!"

Sie verhinderte ihn dadurch, das sie ihn in ihre Arme nahm, daran, vor ihr niederzuknieen, und Olivier, der nun das Geheimnis der Traurigkeit Andrée's und der Leiden ihres Vaters kannte, blieb da.

„Ich habe das gethan, ja! Ich habe das gethan!" wiederholte Ribeyre mit jener Wut, sich laut anzuklagen, die gleichsam die erste, dem Stolz auferlegte Sühne ist, „ich habe Dein Glück getötet, ich habe Dich von Olivier getrennt, denn an dem Tag, an dem ein Mann, wie er, die Wahrheit erfahren wird, wird alles mit ihm zu Ende sein."

„Wie können Sie das wissen?" sagte Olivier scharf und trat mutig einige Schritte näher.

Andrée hatte sich aus den Armen ihres Vaters gerissen und betrachtete Olivier mit starrem Blick.

Die zitternde Stimme des jungen Mannes brachte Ribeyre gleich einem Trompetenton zum Erbeben.

Olivier sah mit seinem ernsten Blick abwechselnd Andrée voll Zärtlichkeit und Viktor voll Achtung an.

„Sie haben gehört?" stotterte das junge Mädchen.

Olivier verneigte sich.

„Verzeihen Sie mir?"

„Er! Um so besser!" sagte Ribeyre, und seine Stimme hatte einen Ton wie diejenige des jungen Mannes, „was noch zu sagen übrig blieb, soll er hören. Ich erwarte nunmehr nicht nur Dein Urteil, Andrée, sondern auch das seinige."

„Mein Urteil?" fragte Andrée.

„Deine Befehle."

„Nun wohl,“ sagte Andrée fest, „Du mußt thun, was Du wegen meiner Mutter und mir bis heute vertagt hast. Da ein zweites Testament dasjenige, das uns reich machte, annulliert, mußt Du die Bestimmungen des wahren Testaments bekannt machen.“

„Das werde ich thun“, erwiderte Viktor einfach. Er fühlte, daß die Hand Oliviers die seinige suchte und sie drückte, und in diesem stummen Druck lag es wie Dank.

Da übergoß Purpurröte das Gesicht dieses Mannes, aber es war eine Röte der Freude und des Stolzes.

„O“, sagte er, „nun habe ich den Weg der Pflicht wiedergefunden! Ich atme wieder auf!“

Er wandte sich Olivier zu und sagte zu ihm mit einem Lächeln väterlicher Zuneigung:

„Wirst Du nun gestehen, daß Du André liebst?“

Ein Funke leuchtete in den Augen Oliviers auf, und sein Blick verriet die Lust, Ribeyre um den Hals zu fallen.

Andrée sagte plötzlich fest:

„Schweige, Vater, Herr Giraud weiß ja nicht, was sich in dem Willen des Testators auf ihn bezieht?“

„Bezieht sich darin auch auf mich etwas?“ fragte Olivier langsam und sehr überrascht.

„Herr Giraud“, sagte Andrée, „wird sprechen, sobald er diesen Willen kennen wird.“

Sie fügte mit erhobener Stimme hinzu:

„Und den meinigen.“

Ribeyre hatte sich Olivier zugewandt:

„Bald, mein Sohn, werden Sie wissen, was Ducreys Wille ist.“

Den jungen Maun durchfuhr es wie ein Schauer.

„Und Sie werden antworten, wenn ich meine Pflicht gethan haben werde. Es wird nicht lange währen.“

Olivier legte leicht einen Finger auf seine Lippen.

Er bemerkte durch die halbgeöffnete Thür den Dr. Loreau.

„Der Doktor, Herr Ribeyre!“

Der Arzt trat herein, grüßte und sagte, indem er sich die Hände rieb:

„Ja, ich bin es wirklich.“

Alsdann ging er zu Ribeyre hin und sah ihm in die Augen:

„Na, guten Tag, Sie eingebildeter Kranker. Wie befinden Sie sich denn?“

Er faßte ihm nach dem Puls, schüttelte den Kopf und lächelte:

„Na! Es ist ja nichts, wie ich immer gesagt habe.“

„Jetzt glaube ich auch, Herr Doktor“, sagte Olivier und lächelte Ribeyre zu, „daß es nichts ist!“

„Und ich bin dessen sicher!“ rief Andrée glücklich.

Der Doktor blickte den jungen Mann und dann das junge Mädchen an und ahnte die Liebe, ihre Pläne und ihre Träume!

Er sagte wiederholt:

„Sie haben Recht, sehr Recht.“

Und er dachte, indem er Ribeyre prüfend ansah:

„Ach, die armen Kinder!“

VII.

Mitten in diesen Stürmen hätte Geneviève glücklich gelebt, wenn die sichtbare Traurigkeit Ribeyres und diese Art von zunehmender Schwäche, von der er befallen war, sie nicht beunruhigt hätten. Er bemühte sich, ihr den Schatten einer Sorge zu ersparen. Er wollte, daß sie viel ausgehen sollte, da er fand, daß das Haus in der Rue de Châteaudun, trotz seiner Verjüngung durch den Luxus, der jungen Frau düster erscheinen mußte.

Was machte es, wenn er sie nicht begleiten konnte? Er war glücklich, sie mit Raymonde und Miß Maud in der Oper zu wissen, oder daß sie mit Louis einige Ausstellungen besuchte.

Je mehr sie sich mit einer Art froher Übereilung in diesen augenblicklichen Freudentaumel hineinstürzte, destomehr fühlte sich Viktor befriedigt. All diese Komitees, denen sie angehörte, diese Bazare, die sie veranstaltete, diese Billets, die sie placierte, diese Bilder, um die sie die Maler ersuchte — Maler, die bisweilen ärmer waren, als die Armen, die unterstützt werden sollten — indem sie von Atelier zu Atelier fuhr, all diese Aufregungen und diese mannigfaltigen Beschäf-

tigungen, die jeder Tag mit sich brachte, versetzten das Blut der Pariserin in die köstlichste Bewegung.

„Ich kann nichts dafür," sagte sie zu Louis, „ich liebe alles, was fein ist!"

„Das ist kein Fehler", erwiderte der Maler, „ich beiße auch darauf an! Nur, Cousinchen, sind Sie, wie alle Frauen gegenwärtig, auch mildthätig aus Chic und um ihren Namen auf den Plakaten zu sehen, wie diese Damen vom Chor de Ballet. Ihre Mildthätigkeit ist sogar unbescheiden. Ich sage das nicht meinetwegen, denn ich bin Millionär, aber Ihre Bettelbriefe und Ihre Bitten um Bilder sind geradezu schrecklich. Wenn Sie noch so ganz in der Stille, ganz im Geheimen mildthätig wären — verborgene Sünde ist halb verziehen, verborgene Tugend würde es noch mehr sein. Aber Sie lassen Ihren Namen und Ihre Adresse an den Mauern von Paris, auf einem Plakat anschlagen! Ich hätte fast Lust, mich eines schönen Tages bei Ihnen mit einer falschen Nase vorzustellen und Ihnen den Hof zu machen, und wenn Sie diesem Unbekannten sagen würden: aber mein Herr, wer hat Ihnen denn das Recht gegeben, bei mir zu erscheinen? Ihnen zu antworten: Gnädige Frau, ein Plakat, das ich an der Ecke der Straße oder an der Ecke des Quais gelesen habe!"

Die Scherze Louis' amüsierten Geneviève immer, aber sie behandelte diese Paradoxe, wie sie es verdienten. Sie maß ihnen keine größere Bedeutung bei, als alten Haarwickeln. Und dann hatte der Vetter gut spotten, er, der bei dem nächsten Grand-Prix rennen lassen wollte, und der die Reporter durch die Pracht seines

zukünftigen Hauses in Erstaunen versetzte — eine Laune „des großen Künstlers“, der der Festordner bei Guillemard gewesen war, sagten die Zeitungen, ohne es ironisch zu meinen.

„Siehst Du, und so bin ich sogar „zum großen Künstler“ geworden: Für Bälle und Soireen!“

Wenn er Geneviève wegen ihres Chic, ihrer Kleider, ihrer Toiletten und ihres Parfüms, die den Berichten des „Vie parisienne“ entnommen waren, verspottete, hänselte die Cousine ihn gern wegen seiner intimen Verbindung mit Rodillon, einer Verbindung, über die man bereits zu sprechen begönne.

„Ah bah! Man spricht davon! Wer denn?“ fragte Louis.

„Alle Welt. Du scheinst mit Célestin Rodillon associert zu sein!“

„Das heißt, ich habe ihm einiges Kapital anvertraut.“

„Nein, nein, associert! Man weiß schon, was man meint — Alice Hervier!“

Louis wehrte sich dagegen, um so mehr, als er in der That ein seltsames Gefühl für das hübsche Mädchen empfand, das nur eine vergrößerte Raymonde war: Eine Statue, gegen die Raymonde wie ein Nippfigürchen erschien. Sie verwirrte ihn, wenn sie ihn bisweilen so eigentümlich mit ihren blauen Augen, wie die des kleinen Clouet, anblickte.

Auch wenn man ihm von Alice Hervier sprach, wehrte er sich dagegen, wie ein Teufel. Welche Idee! Er hätte ihr nicht einmal den Hof gemacht! Er fände

sie sehr hübsch, sehr angenehm, das mag sein, aber das wäre auch alles!

„Sie sind verschwiegen, Cousin. Und sie haben darin Recht!“ erwiderte Geneviève, „diese Tugend haben nicht alle Leute.“

„Und besonders nicht Marquis de Lansac“, erwiderte ihr Louis eines Abends.

Geneviève schien erstaunt und ein wenig ärgerlich.

„Und warum Marquis de Lansac? Was hat der kleine Marquis in diesem Gespräch zu suchen?“

„Oh“, meinte der Maler, „Sie wissen es schon.“

Ohne Zweifel, sie wußte es, aber sie wollte nicht, daß man es wußte, und sie gab noch weniger zu, daß man ihr davon sprach. Herr de Lansac war in der That jedesmal, wenn der Zufall sie auf einem jener tausend Vereinigungspunkte des Pariser Lebens zusammenführte, sehr zuvorkommend gegen sie. Er hatte sich neulich gleichsam ruiniert, als er den ganzen Blumenladen plünderte, in dem Frau Ribeyre zu Gunsten armer Verlassener verkaufte. Geneviève hatte es ihm zu verdanken, daß sie eine großartige Einnahme erzielte. Die Herzogin von Calao rollte voll Wut darüber die Augen! Man bedenke, eine kleine Bürgerliche, die eine Herzogin völlig aus dem Felde schlug! Und die Komtesse de Barges, die das Kloster verlassen hatte, und der Geneviève im Bois de Boulogne begegnete, ließ sie nicht aus den Augen, betrachtete sie und zerlegte sie förmlich, wie eine Rivalin eine Andere entkleidet. Offenbar sprach man von Geneviève in den Salons. Man sprach auch viel von ihr in den Zeitungen!

Nur war es für eine anständige Frau, die nur begierig ist nach dem Flaum der verbotenen Frucht und sich damit begnügt, den Apfel zu betrachten, ohne ihn zu verzehren, ja ohne ihn nur abzuschälen, recht ungeschickt, sich auf eine Kurmacherei mit diesem verteufelten Lansac einzulassen, — mochte die Kurmacherei auch noch so oberflächlich sein, — der das kompromittierendste Geschöpf von Paris war und in so dummer Weise die Frau de Barges verloren hatte.

„Sie thun Unrecht, Cousinchen, ich schwöre es Ihnen zu," sagte Louis zu Geneviève, die sich ganz geschmeichelt darüber fühlte, daß man sich mit ihr beschäftigte. „Sie werden mich sehr kleinlich als Moralisten finden, für einen so unmoralistischen Menschen, wie ich es bin! Aber man sieht Sie niemals mit Ihrem Manne zusammen und überall, wohin Sie kommen, sind Sie hübsch genug, daß man Sie bemerkt."

„Obgleich ich nicht rothaarig bin!"

„Obgleich Sie nicht rothaarig sind."

„Dieser satanische Lansac ist eine Art von Mantelträger, bei dem die Journalisten sich ihre Anekdoten holen. Ich wünschte nicht, daß Ihr Name zu oft mit dem seinigen zusammen genannt würde. Ich versichere Sie, der kleine Lansac ist zu verrufen! Er liebt zu sehr das Plein air bei seinen Erfolgen!"

Geneviève nahm Louis nur zum Teil ernst. Sie behandelte ihn immer als Phantasten. Dennoch lag in seinen Vorstellungen viel aufrichtige Überzeugung. Diese neue Welt, die jetzt die seinige war, mißfiel ihm eigentlich. Er fand dort nur Alice Hervier liebenswürdig.

Mochte die Böswilligkeit der Leute auch an ihm ihr Mütchen kühlen. Er verließ Rodillon in der That nicht, vielleicht um Alice nicht zu verlassen. Sie zeigten sich zusammen bei den Premièren. Louis Ribeyre war bekannter geworden dadurch, daß er mit dem schönen Mädchen in der Sammetumrahmung einer Prosceniumsloge erschienen war, als weil er zehn Mal im Salon ausgestellt hatte.

Der Notar sagte zu ihm eines Abends in der Oper: „Ich versichere Sie, Sie sind ein gemachter Mann!"

„Schule des Chic und der Banknoten, mein teurer Herr Rechtsgelehrter."

„Gewiß, gewiß, man darf darüber nicht lachen!" erwiderte der skeptische Pariser Auboin. „Man thut mehr für seinen Ruhm, wenn man in einem Schauspielhause erscheint, als wenn man ganze Tage in seinem Atelier zubringt. Und dann die Begleitung von Alice Hervier. Oh, oh! Das macht sich!"

„Wohlan, wenn ich in Zukunft wieder ausstelle, werde ich in den Katalog schreiben: Schüler von Alice Hervier."

„Oh, wenn Sie das wagten!"

„Mein Wort, das Publikum würde es verdienen!"

Was Louis bei Alice reizend fand, war nicht sie selbst, sondern der Schatten seines Cousinchens. Das hätte das schöne Mädchen nur ahnen sollen. Welche Wut sie dann wohl erfaßt hätte, ach du lieber Gott! Denn aufrichtig gestanden war sie nicht abgeneigt, diesen paradoxen, bisweilen ein wenig bitteren und mit sich selber unzufriedenen Louis Ribeyre, der sich nach den

schönen Tagen seiner mutvollen Beschränktheit zurücksehnte, in denen er die heitersten Augenblicke mit einer Cigarrette und einem Stück Schwarzbrot verlebt hatte, lustig und unterhaltend zu finden und ihn als guten Kameraden zu betrachten; aber immer war er drollig, trotz Allem hundertmal drolliger, als die ganze Meute, die sich um die schöne Frau bemühte. Diese ewigen Anbeter erschienen ihr so dumm, sie wiederholten immer dieselben Worte in demselben Ton, sie kauten ihr immer wieder dieselben Phrasen vor, die unverschämt waren und geistreich sein sollten, nur von ein und demselben Wunsche erfüllt, der alltäglich war, wie ein Restaurationsdivan.

Louis dagegen interessierte sie als origineller Geist mit seinen seltsamen, der schlechtesten Laune entspringenden Einfällen, die sie belustigten, seinen unvorhergesehenen Bemerkungen, seinen eigentümlichen Worten und den vielen komischen Ideen, aus denen, wie durch Elektrizität, der Zickzack eines Blitzes hervorschlug. Rodillon bemerkte ein wenig zornig das Vergnügen, das Alice an dem Maler fand und das sie nicht verbarg. Als Célestin zögerte Louis einzuladen, fragte sie ihn ganz rundheraus:

„Na und Ribeyre?“

„Ribeyre — Ribeyre hat nicht immer Zeit, meine Einladungen anzunehmen!“

„Sie glauben?“ erwiderte Alice lauernd. „Wollen Sie, daß ich ihm schreibe?“

Rodillon fühlte, wie ihm der Schweiß auf die Stirn trat. Der Teufel hole diesen Farbenkleckser, den

er seinen Unternehmungen associert hatte. Aber die Launen Alice Herviers waren Befehle, und Célestin erschien bei der schönen Frau Arm in Arm mit Louis.

„Das ist nett", sagte sie. „Wie artig Sie sind. Es ist auch so dumm, eifersüchtig zu sein!"

Über die Einladung Rodillons freute sich der Maler nur teilweise. Er durchlief die Modewirtshäuser, um seine Zeit totzuschlagen; aber die Gesellschaft des Bankiers behagte ihm wenig. Dieser kleine, wilde Mann hatte bei ihm einmal einen Eindruck des Schreckens hervorgerufen, als er von Guillemard sprach. In seinen Augen war eine böse Flamme aufgeleuchtet: „Oh, Guillemard, der König der Fressereianstalt! Heute! — Aber bald der König der leeren Magen und der armen Schlucker!"

Er hatte weiter nichts gesagt, aber dennoch hatte Louis in dem Zischen der Worte, durch die zusammengedrückten Zähne und die galligen Lippen, die Freude eines Hasses verspürt, der im Begriff ist sich Befriedigung zu verschaffen. Louis hatte in dem Augenblick für Guillemard gezittert.

Es war auch im Restaurant, wie an jenem Abend des berühmten Streites, zwischen zwei Leuchtern, deren Licht die Goldhaare Alices vergoldete und das Rot ihrer Lippen noch röter machte. Aufgestützt, die Finger in einander geschlungen, senkte sie in die Augen Louis' einen langen Blick aus ihren blauen Augen.

„Stehen Sie noch immer in intimem Verkehr mit Ihrem Vetter Guillemard?" fragte sie Louis.

„Gewiß."

„Er zürnt Ihnen nicht, daß Sie für Célestin Partei ergriffen haben?"

„Er zürnt mir keineswegs."

Rodillon lächelte und schüttelte den Kopf.

„Guillemard hat eine Tochter!" fuhr Alice fort.

„Ja, eine Tochter!"

„Jung?"

„Zwanzig Jahre."

„Hübsch?"

„Sie ähnelt Ihnen."

Louis hatte dies ohne Zweifel sehr galant gesagt — weil er von Raymonde sprach, denn Alice erschien sehr geschmeichelt, und Rodillon lächelte süßsauer. Von dem Restaurant ging man zur Oper, Alice wollte absolut, daß Louis neben ihr Platz nehmen sollte, und sie neigte sich in ihrer Schönheit mit ihren weißen Schultern, die rosig durch Spitzen hindurchleuchteten, halb nach ihm hin, wie um den Saal zu überblicken, und Louis fühlte ein wenig verwirrt den zarten Duft ihrer Goldhaare zu sich emporsteigen.

Bisweilen streifte der Hauch Alices seine Wange, und wenn sie sich plötzlich umwandte, indem sie die Bühne aus den Augen ließ, fühlte er jählings das Licht ihrer Augensterne scharf wie einen Stich auf sich ruhen.

Im Hintergrund der Loge saß Rodillon mit wütender Miene. Er dachte mit bissiger Ironie daran, daß diese Frau, so anziehend sie auch in ihrem Glanze war, diese Alice, die da von allen Seiten begafft, umschmeichelt und begehrt wurde und sich dort vorneigte, als wollte sie sich dem Maler anbieten, doch einst ein

Kohlenbecken angezündet hatte, um mit ihm zu sterben! Sie hatte für ihn, für Rodillon, sterben wollen — ja, ja, sterben! Und so häßlich er war, so schnöde er jetzt behandelt wurde, er war doch der Einzige, für den das leidenschaftliche, schöne Mädchen sein Leben hingegeben hätte!

Das beruhigte ein wenig seine Eifersucht, seine Wut, die ihm den Wunsch einflößte, jemand zu ohrfeigen und Alice bei der Brust zu packen und sie zu würgen, als fürchtete er, dieses angebetete Wesen, dessen Brosamen der Liebe ihm genügten, wie die Überreste einer Tafel den Dienern, für immer zu verlieren.

Dennoch hätte er sich beinahe aufgelehnt, als sie ihn während eines Zwischenaktes bat, ihr einige gezuckerte Früchte zu holen. Sie wollte mit Louis allein sein, Rodillon empfand die wilde Lust, es ihr rund heraus zu sagen. Aber das wäre lächerlich, thöricht gewesen! Und Célestin war kein Dummkopf. So verließ er Alice für einige Augenblicke, und sie, die sogleich freiwillig dem bewundernden Blick Beachtung schenkte, den Louis ihr zuwarf, sagte in ihrer verführerischen, blendenden Eleganz und ihrer feurigen Lebendigkeit:

„Ah, Sie thun dasselbe, wie alle Welt, sie betrachten meine Diamanten?“

„Ich? — Nie in meinem Leben! Ich beachte niemals die Dekorationen, wenn das Stück schön ist.“

„Wirklich?“

„Wirklich.“

In einer hingebungsvollen Stellung, halb gegen die Scheidewand der Loge gelehnte, ließ sie durch ihre

Augenwimpern ihren Blick auf ihm ruhen. Fahle Reflexe glitten über ihre Haare hin. Bisweilen führte sie ihren geöffneten Fächer an ihre Lippen, und Louis sah nur den Oberteil des Gesichtes: Zwei Augen, die in einer rosigen Umrahmung funkelten.

„Wissen Sie, daß Sie sehr galant sind?"

„Ich bin es gewesen, ich würde es noch sein, wenn ich nicht genötigt wäre, meine Rechte auf den Rückzug geltend zu machen!"

„Was sagen Sie da?"

„Ich sage, daß ich graue Haare habe, daß ich bald Rheumatismus bekommen werde, und daß man im Begriff ist, mir ebenso, wie allen Malern, zuzuschreien: Platz den Jungen!"

Er sprach zu Alice, aber durch die Mauern der Oper sah er in einem Salon der Rue d'Offémont, ein hübsches, jugendfrisches, heiteres Gesicht, das ihn spöttelnd anblickte, und er hörte, er allein hörte ein leichtes Lachen, das die Bemerkung begleitete: „Du wirst alt, Vetter, oh! Wie alt Du wirst! Betrachte doch Deine Schläfen."

„Welch komische Idee Sie da haben", sagte Alice, indem sie zu lachen anfing. „Sie alt, weil Sie ein paar graue Stellen auf dem Kopfe haben? Sie sind toll! Sie sind jünger, als der größte Teil dieser jungen Leute dort unten."

Sie zeigte nach dem Parket hinunter, auf die schwarzen Fracks, die dort gegen die Rücklehnen der Fauteils in der Reihe vor ihnen gelehnt standen.

„Sie gaffen und gaffen, so viel sie können!“ sagte Alice, „aber sie sind kahl, wie Kieselsteine. Und wenn es nur das wäre. — Simson hatte Haare und war doch nur ein Dummkopf! Aber sie sind so langweilig! Sie zu ertragen, brr! Manche sind damit zufrieden — das macht das Handwerk! Ich weise sie von meiner Thüre!“

„Alle?“

„Sie Unverschämter!“ sagte Alice, „fast alle!“

„Selbst den kleinen Lansac?“

„Besonders den kleinen Lansac. Ich überlasse ihn Ihrer Cousine!“

„Die ihn nicht leiden mag, merken Sie sich das!“

„Sie mag ihn nicht leiden? Die hübsche Frau Ribeyre? So? Das beweist, daß sie guten Geschmack hat!“

Louis war nicht eitel; aber er fühlte sich doch geschmeichelt über das Wohlgefallen Alices, über dies sanfte Lächeln, das sie über ihn hingleiten ließ, über diese geradezu eigentümliche Erregung, die sie an den Tag legte, um ihm selbst zu beweisen, daß er nicht so alt war, als er es selbst wahr haben wollte.

„Sie? Sie sind achtzehn Jahre neben diesen jungen Leuten von heute mit fünfundzwanzig! Sie leben doch wenigstens, Sie sprechen, Sie haben Feuer und Geist! Sie lieben etwas — ich sage etwas, um nicht zu sagen jemand!“ sagte Alice mit leichtem Anflug von Spott im Ton.

Völlig der Blick, das Lachen und die hübschen Augen der Cousine Raymonde!

Alice hatte ihre Hand, die für ihren großen Körper sehr klein war, auf die Ballustrade ihrer Loge fallen lassen, und unwillkürlich näherte sie diese Hand der Louis', die ebenfalls dort lag. Der Maler sah diese hübschen Finger, die fast die seinigen berührten, er hatte die köstliche Empfindung, den heimlichen Druck des kleinen Fingers dieser Hand auf der seinigen zu fühlen.

Er lachte seltsam, blickte Alice Hervier in die Augen und sagte ganz leise zu ihr:

„Ist es wahr? Ich könnte noch zu einer Frau sagen: ich liebe sie, und ich würde nicht zu lächerlich dabei erscheinen?"

„Sie sagen es sogar sehr gut, und Sie würden dabei sehr liebenswürdig erscheinen."

„Selbst, wenn die Frau schön, schön, ja schön, wie Sie wäre!"

„Selbst wenn —"

Oh, der ungeschickte Rodillon!

Alice hatte plötzlich Lust, ihren Elfenbeinfächer auf seinem Kopf zu zerschlagen; gerade in dem Augenblick ihr Gespräch zu unterbrechen, als sie nicht nur mit ihren Augen antworten wollte. Da stieß Rodillon die Thüre der Loge auf, trat herein und brachte ein kleines mit Bonbons gefülltes Kästchen.

„Hol' Dich der Teufel", dachte Alice Hervier.

Wenn das Kohlenbecken dies Mal angezündet gewesen wäre, sie hätte ihn brutal ganz allein draufgehen lassen.

Ihr sanfter, blauer Blick vollendete übrigens den Satz, den Rodillon so kurz abschnitt, und Louis hätte sehr dumm und sehr wenig eitel sein müssen, um in diesen hübschen Augen nicht das Geständnis der Liebe zu lesen, das er selbst auf seinen Lippen zurückhielt, da er an eine andere dachte.

Alice hatte die Bonbons aus den Händen Rodillons genommen.

„Sind sie wenigstens verzuckert? Ja! Es ist außerordentlich, wie gut Sie gewählt haben!"

Und sie reichte sie Louis hin und sagte lächelnd: „Nehmen Sie."

Oh, dieses bezaubernde Weib! Louis begriff, daß man sich für Alice ruinieren konnte.

Und so klar, wie möglich, hatte diese von ganz Paris vergötterte Frau ihm da soeben gesagt, daß er unterhaltend, lebhaft, liebenswürdig und jung wäre! In seinem Alter, ja, noch in seinem Alter wurden Louis dergleichen Erklärungen ins Gesicht gesagt: Und von dem hübschesten Geschöpf von Paris!

Das war wohl Grund genug, ganz toll zu werden.

Wie! dachte Louis bei sich, ich kann noch Leidenschaft hervorrufen, ich? Ihm kam der Einfall zu antworten: Machen Sie sich nicht über mich lustig, ich bin kein Dummkopf! Kann man mich noch lieben?

Zum Teufel ja, sagte er sich plötzlich, man konnte ihn lieben, weil er Millionen hatte! Diese verdammten Millionen! War er denn wirklich noch so naiv! Ihnen,

ihnen allein lächelten die blauen Augen Alice Herviers zu!

Diese verteufelten Millionen! Hätte er sie nicht gehabt, und sie hätte es ihm gesagt, er wäre vor Freude in das Orchester hinuntergesprungen. Aber wie kann man glauben, daß ein Weib, welches ganz toll auf Diamanten ist, mit einem Millionär für Liebe um Liebe kokettierte?

Und es war wahr, es war dennoch wahr: Alice Hervier liebte ihn. Sie hätte sich wahrscheinlich nicht um seinetwillen gerade das Leben genommen, aber sie log nicht; sie hatte ihm die Wahrheit gesagt, sie fand ihn sehr verführerisch, ganz anders, als die andern, und ihnen überlegen.

In der That, dachte Louis, während auf der Scene, die einen deutschen Jahrmarkt darstellte, der melancholische Walzer aus Faust träumerisch, halb spöttisch dahinrollte, die untergefaßten Paare von Studenten und blonden Mädchen mit sich reißend — in der That, warum sollte sie es auf meine paar armen, elenden Millionen absehen, sie, die sich die Hände mit Topasen bedecken könnte und sich in Perlen baden? Er betrachtete das Ohr Alices. In den reizenden, fleischigen Ohrläppchen hingen Diamanten, diese berühmten Diamanten, die der ganze Saal begaffte und die nur er nicht sah.

Auch Raymonde hatte reizende Ohren, auf die er gern seine Lippen gedrückt hätte!

Auf mein Wort, dachte er noch — ja, auf Ehrenwort, diese Alice findet vielleicht wirklich, daß ich gar-

nicht so dienstuntauglich bin! Aber, aber? Plötzlich erwachten in ihm, schnell wie ein Bienenschwarm, allerhand bereits eingeschlafene Hoffnungen, eine ganze Flut von Jugendgefühlen, nur daß sich dieses „aber, aber“ nicht auf Alice bezog, sondern weiter schweifte, über dieses schöne Weib hinwegflatterte und fern dort unten, im Salon jenes Hauses in der Rue d'Offémont, Halt machte, wo sein Cousinchen atmete.

Aber, aber, aber?

Und wenn er in den Augen Alices nicht zu alt war, warum sollte er denn für Raymonde zu alt sein? Raymonde war zwanzig Jahre alt! Alice Hervier fünfundzwanzig! Sie waren aber fast gleichaltrig.

Er wiederholte dies „aber, aber?“ noch mehr, als einmal, während Alice ihn hier unter den Augen Rodillons zärtlich anblickte, und ihn dünkte mehr und mehr, daß Raymonde vielleicht eine Liebe nicht lächerlich finden würde, die Alice Hervier möglich fand.

Während er an Raymonde dachte, fiel ihm auch Guillemard ein. Das böse Lachen Rodillons that ihm in den Ohren weh, als wenn dort ein Bohrer in Thätigkeit war. Wenn dieser Spürhund Rodillon sich auf Emil stürzte, verblutete er wie ein Hühnchen, und Cousinchen würde traurige Prüfungen zu überstehen haben! Die arme Kleine! Ihm schauderte davor.

Wenn es sich nur darum handelte, alles herzugeben, was ich habe, um Emil aus der Affäre zu ziehen, so würde ich es freudig thun, sagte er zu sich. Und außerdem würde mich das von allen Unbehaglichkeiten befreien.

Er begleitete Rodillon und Alice zu ihrem Wagen, ziemlich unruhig in Folge seines letzten Gedankens. Und Alice stützte ihre Finger mehr, als es nötig gewesen wäre, auf seine Hand, die er ihr bot, als sie in das Coupé stieg, und er fühlte durch seine Handschuhe noch den Druck von vorhin.

„Aber, aber?“

Durch das herabgelassene Fenster der Thüre rief sie ihm noch zu:

„Vergessen Sie nicht, daß am Dienstag mein jour fixe ist! Am Dienstag — Auch ich habe meinen Five o'clock!“

Und der Wagen rollte davon, aber nicht schnell genug, daß Louis nicht noch deutlich das unfreundliche Brummen Rodillons hätte hören können. Das war klar und deutlich ein Rendez-vous, das ihm Alice da gab.

Alsdann kehrte er lächelnd, begeistert, mit einer Heiterkeit, wie er sie seit Langem nicht mehr empfunden hatte, in seine Wohnung zurück, indem er seine Zigarre rauchte und lustig bei sich wiederholte: „Aber, aber?“

Der brave Louis hatte guten Grund, um Guillemard besorgt zu sein.

Emil fühlte sich von einem unbekannten Bunde umringt, von einer Art Kreis, der ihn zusammendrückte, und der sich wie eine Blokade um ihn bildete. Plötzlich waren die Aktien der Verproviantierungsgesellschaft geliefert worden, dann ganz allmählich nahm ihre Zahl zu, und Molina, der schon ganz bestürzt

war, fragte Emil, ob Guillemard und er sie übernehmen könnten, wenn plötzlich die Stammaktien auf den Markt geworfen würden.

„Ich hoffe es wohl!“ hatte Emil geantwortet.

„Wir haben so viel subscribiert, so viel gekauft, um die Hausse herbeizuführen! — Mir ist eine Idee gekommen; wie wenn nun Stockleite ein Strohmann wäre —“

„Wessen?“

„Jemandes, den Du wohl kennst — dann wären wir pleite!“

„Stockleite? Hm! Die Central-American-Bank hat nichts mit dem „Credit Franco-exotique“ gemeinsam!“

„Ich wünschte es.“

Und Molina prustete wie eine Robbe, während Guillemard, wie früher, zu lächeln versuchte. In Wirklichkeit drückte ihm aber eine furchtbare Angst die Kehle zusammen. Er verbarg sie und spielte den Vertrauensseligen, aber auch er, der große Guillemard, der noch niemals gezittert hatte, hatte Furcht. Ihm fiel allerhand dummer Aberglaube ein; es war an einem Freitag gewesen, als sie mit Rodillon im „Kapaunen“ diniert hatten. Wenn er das gewußt hätte!

Für seine freimütige Natur war es eine wahre Todespein, etwas verheimlichen zu müssen. Er hatte, wenn er zur Börse ging, die Empfindung, als setzte er sich eine heitere Maske auf das Gesicht. Er wußte wohl, daß man ihn beobachtete. Es bereitete ihm schon eine Erleichterung, als er sich Vetter Viktor so halb-

wegs anvertrauen konnte, der selbst von Gewissensbissen gepeinigt, ihn anhörte und zu ihm sagte:

„Beunruhige Dich nicht, das Geld, das ich besitze, steht zu Deiner Verfügung."

Ebenso wie Ribeyre, dessen Indiskretionen und Projekte er nicht fürchtete, hatte der arme Mann, der fast vor Angst verging, ganz eigentümliche und unerwartete Einfälle.

„Wenn Du wüßtest, welche Angst mich erfüllt! Ach, wie glücklich Du bist, alter Freund, daß Du diese Messerstiche nicht kennst! Du kannst ruhig schlafen, ja, Du kannst schlafen."

„Glaubst Du?" stotterte Ribeyre, ganz außer sich durch das Vertrauen dieses Mannes.

Auch er erlag fast seinen Sorgen. Wann würde er endlich sprechen können! Bald! Er beabsichtigte Geneviève zu benachrichtigen, sie im Voraus damit vertraut zu machen. Er wollte wissen, was sie sagen würde. Es war ein Schlag, der die arme Frau mitten ins Herz treffen mußte.

Aber was sie auch litt und wie sie bat, er war entschlossen, es mußte geschehen. Viktor konnte mit dieser Angst, mit diesem Herzdrücken nicht leben, und wenn er sterben sollte, wollte er sich von der Schande gereinigt haben, die ihn in seinen eigenen Augen besudelte.

Die strahlende Freude Genevièves, diese Heiterkeit eines freigelassenen Vogels, welche die junge Frau zeigte, schreckte den Unglücklichen wohl ein wenig ab. Wenn er dachte, daß er dies alles mit seinen Händen zerstören mußte.

Eines Morgens, als er mit Geneviève allein war, sagte er:

„Du bist sehr glücklich, und Du liebst mich wohl: aber mir ist ein trauriger Gedanke gekommen: wenn wir nun plötzlich, durch einen Zufall, wie vor einem Jahre daständen —."

„Wie —?"

„— und diese ganze Freude schwinden würde und vielleicht auch Deine Liebe —?"

„Wenn wir uns in derselben Lage befänden, wie vor einem Jahre", sagte Geneviève, indem sie kokett ihren Mann anblickte, „glaube ich, daß ich jetzt leichter verzichten würde. Ich habe meinen Luxustraum hinter mir. Er ist sehr schön, aber ich weiß nun, wie er ist."

„Du würdest also verzichten?" sagte Viktor, da er wünschte, daß sie die Worte noch einmal wiederholen sollte, die ihm Mut verliehen und ihn im Voraus trösteten.

Sie lächelte:

„Ja, gewiß."

Ribeyre ergriff die Hände Genevièves.

„Du hast Fieber", sagte sie alsdann erschreckt.

„Glaubst Du?"

„Ja, ich glaube es!"

„Höre mich an — die Stunde ist ernst — ich möchte nicht, daß Du Dir einbildest, daß das, was ich Dir mitzuteilen habe, ein nie mehr gutzumachendes Unglück sei. Wenn man sich liebt, und wenn man noch in dem Alter ist, ein Vermögen erwerben zu können —!"

Sie wechselte den Ton und fragte erstaunt:

„Wie, was meinst Du! Woran denkst Du denn?“

„Du sagst, Du wärest bereit, zu verzichten, Dich mit dem Einfachsten zu begnügen.“

„Zweifellos!“

Sie fing an, ein wenig verwirrt zu werden, und er fuhr in dringlichem und tiefem Ton fort:

„Geneviève, teure Freundin, siehst Du, liebes Weib, jetzt ist vielleicht der Augenblick Deines Lebens gekommen, da an Deinen Mut die höchsten Ansprüche gestellt werden! Wenn Du wüßtest!“

Er verstummte zitternd, die Sprache versagte ihm, und er sagte sich plötzlich, daß er von dieser Frau zu viel verlangen wollte.

„Wenn ich wüßte? Was denn? Was? Oh, ich bitte Dich, ich beschwöre Dich — wenn es sich um ein Unglück handelt, sage es schnell!“

„Es ist ein großes Unglück, in drei Tagen, in zwei Tagen, morgen, werden wir uns in derselben Lage befinden, in der wir uns vor einem Jahre befanden —“

„In der wir uns vor einem Jahre befanden?“ wiederholte Geneviève wie erstarrt.

Sie hatte Lust ihm zuzuschreien: „Genug!“ Ihn zu bitten, die Grausamkeit eines derartigen Scherzes nicht weiter zu treiben. Welcher Gedanke, von ihr plötzlich einen solchen Heroismus zu fordern!

„Geneviève, fuhr Ribeyre sanft, mit gebrochener Stimme fort, „ich sage Dir die Wahrheit. Du wirst in kurzem alles wissen. Ich habe Dich nur auf diesen

Tag vorbereiten und Dir Zeit geben wollen, Deine ganze Kraft zu Hilfe zu rufen —"

Er hatte ein Gefühl, als wenn das Schluchzen seine Stimme zerschnitt, und sie blickte ihn mit dem Versuch an zu lächeln und sich in den Glauben zu versetzen, diese grausame Wirklichkeit wäre nur ein Spiel. Dann sagte sie:

„Ja, ja — ich begreife — ich begreife, das ist nur eine Prüfung. — Du möchtest wissen, ob ich mutig sein werde. Aber jetzt eben spielte ich nur Komödie. Es ist nicht wahr: ich könnte mich nicht wieder in die trostlose Lage von ehemals hineinfinden, was ich auch vorhin gesagt habe. Glaube mir nicht, ich bin schließlich doch nur eine Frau! Und das Glück ist so schön."

Die Stimme Ribeyres bekam einen ernsten Klang, als wenn seine Worte jetzt ein Befehl würden:

„Dennoch müssen wir mit dem Unglück rechnen, Geneviève. Das Unglück existiert. Man muß sich darauf gefaßt machen. Es kommt immer. Aber wenn es uns in Liebe vereinigt —!" fuhr er mit seiner tiefen, männlichen Hingebung fort. „Dann macht es diese Zuneigung so schön, verleiht so viel Freuden und so viel Gutes! Ach, begreife doch, Geneviève, daß bisweilen erst durch das Unglück das Glück kommt — ein hundertmal größeres, hundertmal wahreres Glück! Was hat dann materielles Mißgeschick zu bedeuten?"

Er blickte sie innig mit seinen schönen Augen an:

„Es giebt nur ein Unglück! Denke, wenn ich sterben würde — sage, — was würdest Du dann thun? Und was würdest Du erst sagen, wenn Du erführest, daß

unsere Andrée, die Du wie Deine Tochter liebst, tot sei? Das ist Unglück, siehst Du — aber all das Übrige —!"

Geneviève begriff jetzt, daß es sich um keine Prüfung handelte, daß er die Wahrheit sagte, daß ein furchtbares Unglück über ihr schwebte.

Wie einst, gerade wie einst, der Schnee, der kalte Schnee, der sich an jenem Dezemberabend herabsenkte, da das Haus ihres Vaters zusammenbrach, der Schnee, das Leichentuch des Unglücks, der Winterschnee peitschte vielleicht schon gegen die Scheiben ihres Heims!

Oh, wie flogen plötzlich all ihre Koketterien, ihre Eitelkeit, ihre tollen Launen, ihr großer Rausch vor der Wirklichkeit jenes Fiebers davon, das sie in den Augen Ribeyres bemerkte und aus der Feuchtigkeit seiner Hände, die die ihrigen drückten, ahnte.

Wie sie fühlte, daß es noch anderes Unglück gab, als den Ruin: die Einsamkeit, die Trennung.

„Du sterben? Mein geliebter Gatte, mein Freund, mein teurer Viktor sterben? Es komme, was Gott will, wenn Du mir nur erhalten bleibst!"

Er drückte sie an seine Brust, er küßte sie auf ihre Stirn und fragte sie:

„Ich kann Dir heute noch nichts von dem sagen, was uns bedroht, ermächtige Du mich nur zu thun, was mir mein Gewissen gebietet?"

„Es giebt keinen größeren Ehrenmann, als Dich. Was Du thun wirst, wird wohlgethan sein", erwiderte sie sanft, wie Andrée geantwortet hatte. Aber sie fühlte sich zu einem unsichtbaren Abgrund hingezogen. Sie

dachte voll Grausen an die fürchterliche Möglichkeit, sich wieder, wie ehemals, in diese bedrängte Lage versetzt zu sehen!

Viktor hatte wieder sein Kabinett aufgesucht. Geneviève läutete.

„Das Feuer geht aus“, sagte sie zu dem Diener.

Es durchschauerte sie.

Und über ihre Schultern senkte sich der kalte Kuß des weißen Schnees herab, mit seiner schmerzhaften, beißenden Kälte.

VIII.

Eines Morgens trat Molina bei Guillemard ein, als derselbe noch in Flanellunterhosen bei der Toilette war. Er wandte sich um und las in dem aufgeschwollenen Gesicht und den rotstreifigen Augen des Marseillers klar irgendeine fürchterliche Nachricht von ihrem Ruin.

Er ließ seinen Schwamm fallen und rief mit rauher Stimme:

„Was giebt's? Ist etwas Neues passiert?"

„Das Neue ist, daß Stockleite ein Schurke ist; Rodillon hat die Aktien der Verproviantierungsgesellschaft in Händen und wird heute oder Morgen damit den Markt überschwemmen und sie in Massen liefern! Was? Eine nette Neuigkeit! Uns ist der Hals zugeschnürt!"

Guillemard versuchte zu lachen, dennoch führte er unwillkürlich die Hand an seinen Stierhals, wie um zu zeigen, daß man einen Koloß, wie ihn, nicht mit den mageren Händen eines Rodillon erdrosselt. Aber Molina zuckte die Achseln: Die Augenblicke für Prahlereien waren vorüber! Die fürchterliche Wahrheit war die, daß fast alle Aktien durch Molina und Guillemard ge-

zeichnet waren, um diese kolossale Hausse, die überall in Paris und in Frankreich Begehrlichkeit erweckte, hervorzurufen, und daß sie sie jetzt bezahlen mußten.

Womit?

Es war furchtbar.

Molina blickte Emil mit verwirrten Augen an. Er hatte sich in einen Fauteuil des Toilettenzimmers fallen lassen und keuchte, ganz zerschmettert, wie ein Schmiedeblasebalg, während Guillemard hin und her lief und voll Wut mit seinen fetten Händen in den roten Haaren herumwühlte.

„Ich habe nachgerechnet", sagte Molina und sein Cannebièrer Accent gab seinem zornigen Schmerz einen ironischen Anflug. „Wir sind neunzig Millionen schuldig!"

„Neunzig?"

Guillemard, der sich vor ihn hingestellt hatte, fragte sich, ob Molina den Kopf verloren hätte.

„Mindestens! Rechne nach, überlege!"

Und Molina schrieb, mit der Bemühung ruhig zu erscheinen, indem er fortwährend seinen ganz glühend roten Kopf schüttelte, dessen Knochen gleichsam zu krachen schienen, mit fieberhafter Hand auf ein Schreibtäfelchen Zahlen, die Guillemard von oben her, mit weit geöffneten Augen, betrachtete.

„General-Verproviantierungsgesellschaft: Kapital hundert Millionen, was? Gut. 200 000 Aktien, ausgegeben mit hundert Frank Prämie. — Die Prämie? Ist durch die Kosten aufgefressen, nicht wahr? Und die Kommissionsgebühren für Stockleite!"

„Oh, diese Kanaille, dieser Stockleite!“

„Ja, eine verdammte Kanaille. — Und um uns aus dem Sattel zu heben, wird er 60 Frank pro Aktie gewonnen haben, dieser Schurke, das macht 12 Millionen. — Ich täusche mich nicht, was?“ sagte Molina, indem er noch immer mit verwirrtem Gesicht die Ziffern betrachtete, die er schnell der Reihe nach niederschrieb.

„Nein — nur immer weiter! Nur weiter! 12 Millionen, dieser Schurke, dieser Stockleite!“

An Publikationskosten 10 Frank per Aktie, das macht zwei Millionen. An eine Reihe Filialinhaber in Paris und in der Provinz, 10 Frank per Titre: zwei Millionen. Vier Millionen an diverse Börsianer, Maklerspesen, was weiß ich? Die 20 Millionen Prämie sind schnell verschwunden, wie Du siehst! Wo bleiben wir jetzt? Du kannst es Dir wohl ausrechnen?“

„Ja, aber nur weiter!“ sagte Guillemard, dessen Augen sich vor Wut röteten, während er diese Schreibtafel betrachtete, die Molina wie ein Zauberbuch mit geheimnisvollen Zeichen bedeckte.

Molina lachte in merkwürdiger Weise, wie hysterische Personen es zu thun pflegen, während er seine Zahlen niederkritzelte.

„Wir haben die Papiere bis 1200 in die Höhe getrieben. Sagen wir 700 Prozent. Ferner sind 125 Frank einbezahlt. Aber wir haben uns selbst durch die Versprechungen dieses Korsaren Stockleite fangen lassen! — Die Emission hatte Fiasko gemacht, und der Amerikaner sagte es nicht! Als das Vieh sah, daß ihm alle Papiere in den Händen blieben, gab er sie Ro-

dillon, der uns nun damit erdrückt! Ah, dieser Habenichts Rodillon!"

Heil'ges Kreuz Donnerwetter! Dann wird er wohl nicht wieder nach Mazas kommen!" schrie Guillemard, und ballte die Fäuste.

Molina zuckte die Achseln.

„Redensarten! Weil Du ihm dies Mazas ins Gesicht geworfen hast, hat er uns nun diesen Hundestock zwischen die Beine geworfen. — Dein Zorn war eine hirnverbrannte Dummheit!"

„Donnerwetter! Würdest Du ihn nicht auch vergiften, wenn Du es könntest?"

„Ach was!" rief Molina, „es ist noch garnicht gesagt, daß ich ihm nicht die Knochen im Leibe entzweibreche!"

Und diese beiden Männer, die beide den Ruin an ihrer Kehle fühlten, wie ein Fleischermesser, blickten sich an, und eine wilde Wut leuchtete in ihren Augen und tröstete sie fast in ihrem Fall.

„Das sind alles nur Worte!" fuhr der Marseiller fort. „Kommen wir zu den Thatsachen; nur immer kaltes Blut!"

Er fing an zu lachen.

„Kaltes Blut", sagte er, „ärgere Dich doch kalt! Mein Hirn berstet! Oh, Bombenelement, da hat man, Sous für Sous, sein Vermögen aufgebaut, wie ich es gethan habe, zuerst, indem man alte Kleider im Hafen ausruft, wobei man für den Erfolg des Geschäftes auf die Kraft seiner Fäuste angewiesen war, dann hat man dieses Paris untergekriegt, und nun soll man am

Wege wie ein Hund krepieren! Ausgebeutelt, leer gespielt! Der große Spekulant Molina durch Rodillon ruiniert! Oh, es ist, um sich zum Fenster hinauszustürzen!"

Guillemard hörte ihn an und fühlte in sich denselben Zorn und eine ähnliche Angst heranwachsen. Seit Wochen schlief er nicht mehr. Guillemard hatte seinen Schlaf verkauft. Wahnsinnige Träume zerstörten seine Nächte, schüttelten ihn und bewirkten, daß er in der Nacht auffuhr, weil er bei dem Schein der Nachtlampe gleichsam einen ungeheuern Riß zu sehen glaubte, der sich weiter und immer weiter ausdehnte, bis schließlich alles zerbarst.

Oh, welches Elend! Er, der Sohn des Vater Guillemard, der von der Höhe seiner Millionen das kleine Eisengeschäft des Liller Kaufmannes fast verachtete, er sollte endigen, wie der Alte nicht einmal geendigt hatte! Er würde seinen Kindern vielleicht nichts hinterlassen, er, Guillemard, der große Guillemard, der Herr der Börse und der „König der Fressereianstalt!" Der furchtbare Ruin war da. Würde Raymonde nach einer solchen Katastrophe noch überhaupt eine Mitgift haben?

Raymonde eine Mitgift? Oh, was für ein Dummkopf, was für ein Narr er gewesen war, der in den Millionen herumwühlte und nicht einmal seiner Tochter eine Mitgift sicherte!

„Aber sehen wir, sehen wir", rief er aus und blieb vor Molina stehen, während der Marseiller das

Täfelchen abwischte und dann wieder schrieb und die Ziffern addierte. „Du sagst 90 Millionen?"

„Ich rechne es Dir ja vor. Stockleite hat den vierten Teil des Kapitals placiert. Gut, man hat 125 Franks per Aktie eingezahlt. Wir haben 25 Millionen einkassiert. — Aber wieviel haben wir gekauft? Die Hälfte des Kapitals!"

„Wenigstens! Und zum höchsten Kurs!"

„Gut: 82 Millionen, 500000 —"

„Nein", sagte Guillemard nachdenklich, „Alles ist nicht zu demselben Preise gekauft worden. Rechne, daß diese Hälfte des Kapitals uns 65 Millionen kostet, das genügt!"

„Aber das ist noch nicht alles. Und was ist für die Realien in dem Geschäft aufgewendet worden? Die wirklichen Kosten, das Terrain, das Grundstück? Ich sage 90 Millionen, aber nehmen wir nur 80 an. Hast Du die?"

Das sonst so heitere Lachen des Marseillers durchdröhnte den Raum in eigentümlicher Weise.

„Und Du?" fragte Guillemard, den der ironische Ton Molinas tief verletzte.

Aber dann fügte er hinzu, indem er versuchte seine Sicherheit eines glücklichen Kämpfers wiederzugewinnen:

„Das muß man nachrechnen, weiter ist dabei nichts zu machen!"

Und er begann die Millionen zu den Millionen hinzuzuaddieren, indem er die Gesamtheit seines Vermögens aufzählte, als wenn er seine Schubladen aus-

geleert hätte, und er versuchte durch die Ansammlung der einzelnen Beträge die furchtbare Summe zusammenzubringen: 80, 85 oder 90 Millionen.

„Uns bleiben die eingezahlten 25 Millionen, nicht wahr, Molina?"

„Ja."

„Mein letzter Abschluß belief sich auf 24 Millionen, seitdem habe ich 5 Millionen mit den „Suez" gewonnen. Das macht 29 Millionen!"

„Also im Ganzen 54 Millionen!" sagte Molina.

„Und Du?" fragte Guillemard.

Molina brach in ein noch eigentümlicheres Lachen aus, das einem Krampf ähnelte.

„Ach ich, ich, ich bin weniger reich, wie Du. Füge meine 13 Millionen zu Deinen hinzu, so kommen wir auf höchstens 67 Millionen. Es würden also noch immer 15 bis 20 fehlen."

„13 Millionen", sagte Molina, „das ist eine schlechte Zahl, das würde mir Spott einbringen!"

Er hatte sich erhoben, zerriß seine Schreibtafel in zwei Stücke und sagte in heftigem Ton:

„Wir mögen uns hin und her drehen, wie wir wollen, Guillemard, es ist wie mit den Gründlingen, die man kochen läßt. Wir sind geliefert, geliefert, sage ich Dir! 20 Millionen, auch vielleicht 25! Fische die doch jetzt bei den Börsenjobbern auf!"

„Kreuzbombenelement!" sagte Guillemard, „Mitten auf dem Wege verrecken, das ist nicht möglich, nicht möglich!" Er bohrte seine eisengrauen Augen in das Gesicht Molinas:

„Du hast wirklich nur 13 Millionen? Du, der gefürchtete Kursmacher?“

„Und ich gebe sie bis auf den letzten Centime her“, rief der Marseiller. — „Du glaubst mir nicht? — Ich werde meine Taschen umdrehen, wenn Du es wünschest. Ich bin pleite, und ich werde es bis an's Ende meiner Tage sein! Ach Gott, ach Gott! Früher als einfacher Kleiderhändler, hat man mit seinen Geschäften Ehre eingelegt, und ich sage noch nicht, daß ich nicht zum Opium greifen würde, um mich zu trösten, wenn wir springen müßten!“

Guillemard ergriff mit seinen dicken Händen die Molinas: sie brannten wie im Fieber.

„Oh, wenn Rodillon die Papiere nicht lieferte“, flüsterte Molina.

„Man könnte wieder verkaufen, sich Stundung geben lassen, — Ah zum Teufel“, sagte Emil, im Ton eines Unglücklichen, der sich vor Durst krümmt und in der Ferne eine Wasserschüssel bemerkt.

Aber Molina begann sogleich wieder zu spotten:

„Gehe doch hin und sieh zu, mein Junge! Ich begreife jetzt den Coup. Rodillon hat sich sein Mazas bezahlen lassen wollen. — Das kommt Dir teuer zu stehen! Aber daß auch ich dabei meine Haut zu Markte tragen muß! So was Dummes! Solch eine Dummheit, einen Menschen daran zu erinnern, daß er schon im Gefängnis gesessen hat. Und ich beteilige mich noch bei dem Spiel eines solchen Thoren! Ich falle über Rodillon her, der durch die Nathans gehalten wird — denn die Nathans stehen hinter Ro-

dillon, wie Rodillon hinter Stockleite, man weiß ja garnicht mehr, mit wem man es zu thun hat. Und Du wolltest diese Leute aus dem Sattel heben, Du allein? Na, nun ist es zu Ende, Du bist gepascht, ausgebeutelt! Versuche doch nun wieder, in Deinem Alter auf die Beine zu kommen! Du wirst krepieren, Du altes Vieh!"

Er sprach nicht zu Guillemard, sondern zu sich selbst. Er versuchte sich zu beleidigen, sich zu ohrfeigen, die wahnsinnige Freude eines Flagellanten, der sich mit Peitschenschlägen straft. Er stachelte sich noch immer mehr auf, indem er sich an die Wut jenes Abends im „Kapauen" erinnerte, wo Rodillon fahlen Gesichtes Guillemard sein höhnisches, „Du wirst es mir bezahlen!" ins Gesicht geschleudert hatte. Und der dicke Emil sah noch den kleinen, schwarzen, gereizten Kerl, er hatte noch die Augen dieses verzerrten Gesichtes vor sich und die drohende Bewegung Célestins.

Rodillon hielt ihn nun doch fest und schnürte ihm die Kehle zu, dieser Rodillon, von dem er meinte, ihn wie einen Flaschenkork an die Decke springen lassen zu können.

„Er hat statt dessen Dir Daumschrauben angelegt!" sagte Molina.

Handfesseln! Ja, Rodillon war der Meister. Er hatte diesen blonden Yankee auf ihn losgelassen, seinen Strohmann, diesen Stockleite, und Guillemard hatte in dem Spiel den dreifach Dummen gegeben, wie Molina sagte.

Um sich retten zu können, um die ungeheure Summe, die nötig war, aufzutreiben, war nur sehr wenig erforderlich, nur Zeit. Wenn ihnen Zeit blieb, konnten Guillemard und Molina wieder verkaufen. Die Verproviantierungsgesellschaft war nicht diskreditiert. Das Publikum glaubte im Gegenteil noch daran: Die thatsächliche Hausse konnte es mitreißen. Aber Morgen: —

Wenn man Stundung erlangen könnte? Ja, das wäre nötig, — wenn sie das könnten! Dazu war es nur notwendig, daß Rodillon die Papiere nicht lieferte.

„Wenn er sie liefert, sind wir verloren! Wenn er sie jedoch nicht lieferte —?“

„Was willst Du thun?“ fragte Molina.

„Wenn er sie nicht lieferte, wäre ich sicher, daß die wirklichen Käufer, das Publikum in das Geschäft eintreten würde. Noch ein letzter Schaumschlag und Reklamecoup. In einem Monat, in einem einzigen Monat würde ich es mir übernehmen, die Aktien zu verkaufen! Ach, wenn Rodillon sie nicht lieferte!“

„Zum Teufel! Er wird sie schon liefern!“

„Ja, ja — ich habe den Schurken zu sehr verletzt, — er wird sie liefern. — Aber wenn Du zu ihm gingest?“

„Zu welchem Zweck?“

„Er muß doch Vernunft annehmen!“

„Er? Er hält Dich fest, er behält Dich in seinen Fängen. Du kannst zusehen, wie Du durchkommst, mein Lieber!“

„Und Du?“

„Ich auch!“

Das wirre Lachen Molinas verursachte Emil eine unbehagliche Empfindung.

„Ein Mittel gäbe es wohl“, meinte Molina.

„Welches?“

„Du müßtest zu ihm gehen.“

„Ich zu Rodillon?“

„Ja, zu Rodillon.“

„Er würde mich nicht anhören.“

„Im Gegenteil, er würde entzückt sein! Wenn er Dich wie einen kleinen Jungen daher kommen sähe, der seine Rute haben will, Du, der ihm mit Mazas gedroht hat — Oh! — Das wäre eine Freude, die dieser Satansfuchs nicht oft erlebt hat.“

Guillemard war vor Zorn ganz gelb geworden und trat einige Schritte zurück. Er sollte Rodillon bitten gehen? Diese Canaille Rodillon, dieses Wild aus dem Zuchthause? Nein, da wollte er lieber auf der Stelle verrecken. Welche Idee von Molina? Kannte er denn nicht den Stolz des dicken Emil? Sich erniedrigen? Vielleicht bitten? Oho! Na noch schöner! Ehe Guillemard Céleſtin gegenüber nur den Mund aufgemacht hätte, wäre er schon, vom Schlaganfall getroffen, niedergestürzt.

„Man sagt das so, aber man stürzt nicht“, meinte Molina.

„Aber warum gehst Du denn nicht zu ihm hin?“

„Ich zu Rodillon? Das ist nicht dasselbe. Ich bin ein Mensch, wie ein anderer — der sich auf faule Geschäfte eingelassen hat — um so schlimmer für mich. —

Er hat keinen Grund mir übel zu wollen, außer weil ich Dein Associé bin, aber er hat noch weniger Grund, mir gegenüber den Großmütigen zu spielen, weil ihm das kein Vergnügen bereiten würde. Es wäre ihm völlig gleichgültig, ob ich ihn um Verzeihung bitten käme! Während, wenn Du kämest, Du, der ihn geohrfeigt, verletzt hat! Ah Teufel, eine Abbitte Guillemards, der ihm übel mitgespielt hat, das lohnt wohl die Mühe, den Käufern der Verproviantierungsgesellschaft Stundung zu gewähren. Rodillon ist eitel, und Du weißt, wo ihn der Schuh drückt. Da liegt die Möglichkeit einer Hoffnung. Ich an Deiner Stelle würde zu ihm hingehen."

„Molina", erwiderte plötzlich Guillemard, „höre mich wohl an! Wir werden wie Seifenblasen platzen, das ist möglich, aber ich! zu Rodillon hingehen —! Das, nein, das ist zu arg."

„Es ist noch ärger ausgepfändet zu werden und ins Elend zu geraten! Aber wie es Dir beliebt — oh, wie es Dir beliebt", sagte Molina und stülpte seinen Hut auf den Kopf. „Aber soll ich Dir noch etwas sagen? Ich habe eine schlechte Nase gehabt. Ich glaubte, Du wärest ein Pfiffikus, und Du bist nichts weiter, als ein eitler Narr und ein Glückspilz. Nur das Glück hat dich da oben hingesetzt, und dann machst Du einen Purzelbaum, aber Bombenelement, ich hatte nicht nötig, ihn mit Dir zu machen."

Er stürmte hinaus und warf dröhnend die Thüre des Toilettenzimmers Guillemards hinter sich zu. Guillemard hörte ihn noch eine Menge wütender Flüche aus-

stoßen, die wie das Rollen des Donners längs des Korridors widerhallten.

Als der ganze Lärm sich entfernt hatte, ließ sich Emil, wie zerschmettert, in denselben Fauteuil fallen, in dem Molina soeben seine Zahlen gekritzelt und die Millionen addiert hatte.

Ruiniert! Vielleicht schon heute ruiniert! Der ganze Bau seines Reichtums fiel zusammen, als wäre er aus verfaultem Holz aufgeführt. Sein großer Plan endete mit einem Einsturz.

Ruiniert! — Arm! — Ärmer, als damals, da er nach Paris kam, weil er nicht mehr jung war, weil er furchtbar alt und dick geworden war. Nun fühlte er sich wirklich müde. Er beugte sich unter der ihm unbekannten Last der Niederlage. Er sagte sich, daß sein Leben zu Ende wäre, völlig zu Ende. — Dieser imponierende, stolze Mann, der mit seinem kräftigen Wuchs die Menge an der Börse beherrschte, fühlte sich gleichsam von Furchtsamkeit beschlichen werden; er hatte bisher nicht gewußt, was eine Niederlage war, und nun war sie da, jammervoll, unabänderlich. In seinem Alter gründete man sich keine neue Existenz mehr. Wenn er dieses Mal fiel, geschah es für immer! Für immer!

Wenn er noch wenigstens allein auf der Welt dagestanden hätte, dann hätte er sich in seinem finsteren Stolz über seine Niederlage trösten können. Im Grunde genommen hatte er wenig Bedürfnisse; er hätte Paris verlassen und sich in irgend einem unbekannten Neste Nordfrankreich's begraben können. Aber Raymonde!

Raymonde, die an so viel Luxus gewöhnt war, die wie ein zwitscherndes Vögelchen ihr Leben verbracht hatte!

Bei dem Gedanken, daß Raymonde leiden würde, schmolz der Egoismus Guillemards, und er fühlte, daß er erst jetzt Vater wurde. Er erkannte, daß er bisher nicht an seine Tochter gedacht hatte, die ihm daher Vorwürfe machen konnte, weil ihr Dasein nur ein Strahl und ein Leuchten gewesen war? Aber jetzt, in diesem Augenblick, eilten seine Gedanken zu ihr hin:

Armes Kind! Dich habe ich in eine schöne Patsche hineingezogen!

Und plötzlich gewann seine Eitelkeit wieder das Übergewicht. Er war so stolz auf seine Millionen! Man würde ihn nicht mehr so tief grüßen, man würde ihn nicht mehr den König der Börse nennen! Man würde über ihn an der Börse komische Leichenreden halten!

Wenn er sein Bankhaus liquidierte, wenn er alle seine Grundstücke in Paris, seine Gruben in Belgien verkaufte, würde das ungeheure Loch vielleicht dadurch kleiner werden können? — Ja — aber das a l l e s aufgebracht, das alles sollte bezahlt werden können, das war unmöglich. So also sollte der große Guillemard endigen! Sich Stundung geben lassen? Teufel, wenn das so einfach gewesen wäre! Es galt einen Monat zu gewinnen! In einem Monat setzt man eine Welt in Bewegung. Oh, wenn Rodillon nicht lieferte!

Er hörte wieder die Stimme Molinas wie einen Augenblick vorher, wiederholen:

„Geh' zu Rodillon!“

Ach was! Niemals!

Man mochte sein Leben von ihm fordern, aber diesen Rodillon bitten gehen, das beleidigende Lachen dieses Elenden, der Herr seines Schicksals geworden war, sich geradezu ins Gesicht gefallen lassen, das war zu viel!

„Ich werde nicht zu ihm gehen!“

Und warum sollte er es auch thun? — Weil Rodillon durch einen solchen Schritt gerührt werden würde!

Zufrieden, ja! sich in seiner Eigenliebe gekitzelt fühlen, das ja! Glücklich über die Erniedrigung eines Feindes, gewiß! Aber entwaffnet, nein!

Es war ein Duell. Guillemard war im Voraus benachrichtigt. Und der Gegner gewährte keinen Pardon.

Ich werde nicht zu ihm gehen! Ich werde es nicht thun! Und dennoch war es die einzige Rettungsmöglichkeit! Die einzige! Wenn Rodillon die Titres der gekauften Aktien nicht lieferte, wenn Guillemard und Molina nicht gezwungen waren, die Lieferung anzunehmen, blieb die Verproviantierungsgesellschaft notiert, und man vermied den Ruin! Den Ruin? Einen Gang zu Rodillon war es doch wohl wert, wenn man dadurch seinen Ruin vermeiden konnte!

Wie viel Uhr war es? Acht Uhr! — Um zehn Uhr, in zwei Stunden hatte Rodillon die Gewohnheit, sich täglich zu seinem Bankhause, der Banc-franco-exotique, in der Rue Chauchat, zu begeben. Das war ganz nahe bei der Rue Taitbout. Von seiner Kreditbank zu dem Bureau Rodillons konnte Guillemard in zehn Minuten, höchstens

einer Viertelstunde, hin und zurückfahren. Einige Drehungen der Wagenräder, das war das Ganze. Und wie viel Dinge konnte man in fünf Minuten sagen!

Ja, wenn er Rodillon doch entwaffnete? Wenn Rodillon die Pistole, die auf das Herz Guillemards schon gerichtet war, nicht abfeuerte?

Das würde sehr großmütig von ihm sein, aber wer konnte wissen?

Wer konnte wissen? Guillemard klingelte nach dem Kammerdiener und kleidete sich ohne Klarheit darüber, was er wollte, an, während seine Gedanken hin und her flogen. Er sprach ganz laut zu sich selbst und verstummte wieder, wenn er es bemerkte, als fürchtete er, man hörte ihn.

Als er sein Zimmer verließ, wußte er noch nicht einmal recht, ob er Rodillon besuchen oder ob er nicht hingehen würde. Der Zweifel hatte ihn wie eine Art Fieber ergriffen. Er verlangte seinen Wagen. Er wäre bereits angespannt und warte im Hofe des Hauses.

Als er die Treppe hinabstieg, vernahm er ein heiteres Lachen, das wie der Gesang eines Vogels klang.

Es war Raymonde, die soeben zum Andenken ein Aquarell von Edmond Lacoste erhalten hatte — ihr Portrait, auf dem sie als kleine Watteau Colombine gemalt war, und gleichzeitig ein prachtvolles, weißes Fliederbouquet, für eine Wette, die sie neulich Abends gewonnen hatte, als sie mit dem Marquis de Lansac plauderte.

„Du siehst, Papa“, sagte sie, indem sie artig ihre frischen Wangen Guillemard zum Kusse hinreichte, „das

sind verschleierte Erklärungen! Das Aquarell ist wirklich sehr hübsch! Louis aber würde es fürchterlich finden. Und dieser herrliche Flieder, wirklich herrlich! Aber soll ich Dir noch etwas sagen? Mir kommt vor, als wenn man das alles, Blumen wie Bild, besonders meiner Mitgift schickte!"

Guillemard erbebte.

Die Mitgift Raymondes! Wo war sie jetzt?

Er umarmte das junge Mädchen mit einer Eile, die es ihm ermöglichen sollte, schnell von ihr fortzukommen und bestieg seinen Wagen, in den er sich wütenden Gesichtes hineinwarf, von dem Verlangen ergriffen, zu rufen: Rue Chauchat, zur Franko-Exotique!

Der Kutscher führte ihn zur Rue Taitbout.

Bevor Guillemard hier eintrat, nahm er wieder sein ruhiges Aussehen und seine gewöhnliche Kopfhaltung an. Er warf fragende Blicke um sich. Es schien ihm, daß die Kommis eine verlegene Haltung hatten. Das geringste Flüstern hinter den Verschlägen schien ihm eine Unruhe zu verbergen.

Es kamen dennoch Kunden, um Ordres zu erteilen und einige um Deckung für Ankauf von General-Verproviantierungsaktien zu deponieren. Das Geschäft war noch nicht tot. Gewiß nicht. Mit einem Monat — einem Monat konnte man ihm wieder auf die Beine helfen!

Und in vier Stunden würde Rodillon, wenn er mit vollen Händen die Titres auf den Markt warf, alles zerstören. Was würde die „Fressereianstalt" in

vier Stunden für einen Wert haben? Gar keinen, den Wert des Papiergewichtes!

Und während er seine Briefe öffnete, während er in die Schriftstücke hineinsah, ohne sie zu lesen, in die Journale, ohne etwas darin nachzusehen, während er die Kommis sprechen hörte, ohne zu wissen, was sie sagten, sah Guillemard im Geiste dieses furchtbare Ereignis vor sich: Den Zusammenbruch der Verproviantierungsgesellschaft, die Niederlage seiner Idee, den Verlust seines Vermögens. Jetzt gleich, jetzt gleich, wenn die Uhr seines Bureaus eins schlagen würde.

Oh, dieser elende Rodillon! Warum sollte er eigentlich nicht zu ihm gehen? Er wollte ihn ja um nichts bitten, er wollte ihn nur benachrichtigen, daß Célestin Rodillon, wenn er Molina und Guillemard ruinierte, selbst seinem eigenen Huhn die Goldeier ausnähme, da er einen Wert zerstörte, der noch gerettet werden könnte!

Rodillon mochte ihn hassen, weil er ihn als ehemaligen Gast von Mazas behandelt hatte, dieser Haß war aber wohl nicht thöricht genug, zwanzig Millionen seiner Rache zu opfern.

Guillemard, der vor seinem Schreibtisch saß, erhob sich plötzlich, stülpte, wie Molina, seinen Hut tief auf den Kopf und ging schnell, ohne ein Wort zu sagen, hinaus, indem er eine Menge Leute, die auf ihn warteten, ganz erstaunt stehen ließ.

Einen Augenblick vorher hatte er gefragt: „Wo ist Herr Giraud?“

Man hatte ihm geantwortet, Olivier Giraud wäre in Belgien und würde erst morgen zurückkehren.

„Ach, das ist ja wahr! Das hatte ich ganz vergessen!"

Die Kommis hatten sich gegenseitig angeblickt.

Was, Herr Guillemard vergaß jetzt etwas? Er, schien überhaupt ganz verwirrt!

Ist etwa die „Fressereianstalt" doch nicht so gut wie man behauptete? Unbestimmte Gerüchte schwirrten schon umher, und kein Rauch ohne Feuer. Die Angestellten des Hauses, die selbst Verproviantierungsaktien gekauft hatten, sagten wiederholt gegenseitig zu einander „Oh, oh, ich werde verkaufen!"

Vor dem großen eichengeschnitzten Portal in der Rue Chauchat, das sich breit zu den Bureaus der Bank-Franco-Exotique öffnete, hielt sich eine Menge Leute auf. Es war ein Hin und Her von Wagen, ähnlich wie an einem Empfangs-Abend. An der Schwelle Rodillons stiegen Bankiers, Börsenjobber, Makler, Käufer aus: Ein ganzer Zug von Männern und Frauen. Guillemard folgte dem Zuge. Er glich schon einem Bittsteller.

Bei Rodillon, wie bei ihm, trugen Marmorsäulen den Portalgiebel, auf dem die Firma der Bank in Goldbuchstaben prangte.

„Man muß Vertrauen einflößen!" dachte Guillemard ironisch. „Im Grunde genommen, ist all dieser Marmor Papier, Papier maché!"

Und als man ihn aus dem Wagen steigen sah, waren die Börsenleute erstaunt. Man wußte, wie sehr

Guillemard Rodillon verabscheute. Halt, halt, halt! Was wollte denn der große Emil hier?

Ein kleiner Börsenjournalist, den Guillemard einmal gemäß seiner Verdienste behandelt hatte, lächelte, als er den König der „Fressereigesellschaft“ bemerkte. Er kam aus dem Kabinett Rodillons.

„Dieser Schurke Rodillon“, dachte Emil, „hat ihm vielleicht Geld und den Rat gegeben, seinem Feinde in die Ferse zu stechen.“

„Wanze!“ brummte der Bankier vor sich hin.

Er mußte im Vorzimmer warten. Ein Thürsteher mit einer silbernen Kette hatte Rodillon seine Karte hineingebracht, der ihn bitten ließ, zu warten.

Es ist schon sehr liebenswürdig von ihm, daß er mir nicht sagen läßt, er wäre nicht sichtbar!

Und der Börsianer blickte mit der lebhaften Neigung zu lachen und alles zu zerschmettern, um sich, während er da saß. Es war prachtvoll bei Rodillon, alles strahlend, neu, schön, wie in einem Palast. Die Bureau- und Kassendiener in französischen Röcken von eisengrauer Farbe, mit Silberknöpfen und Schildchen am Oberarm, kamen und gingen, sie trugen Säcke, Packete und Bankbillets, deren seidenartiges Geräusch, das die Nerven Guillemards wie das Knistern von Seide reizte, man fortwährend hörte. Man trug da enorme Summen herbei, zählte und zählte sie wieder! Wie komisch, wenn man bedachte, daß all dieses eine Zelle in Mazas zum Vorspiel hatte!

Der dicke, von Zorn erfüllte Mann, dem es rot vor den Augen flimmerte, wurde von der Lust ergriffen,

in diesen großen, kalten und keuschen Steingewölben, wie die einer Kirche, die ganze Wahrheit auszuschreien. Ein Tempel! Ein Marmortempel, der wem errichtet war? Der Kühnheit, der Frechheit des triumphierenden Rodillon! In diesem großen fürstlichen Etablissement, das noch prachtvoller war, als alles, was Guillemard erbaut hatte, überkam ihn eine Empfindung, als hätte man ihn gefaßt und ihn in einem Gefängnis eingesperrt. Er hatte die Vorstellung, daß das hier gleichsam ein prachtvolles Mazas wäre. Diese lebhafte Bewegung, die ihn umgab, schien ihm diejenige eines Gefängnishofes, zur Stunde des Spazierganges zu sein. Diese Diener sahen wie Gefängniswärter aus. Diese geschäftigen Kunden waren neugierige Besucher, in diesem Marmorgefängnis gab es nur einen Gefangenen, ihn, Guillemard, der von all diesen leuchtenden Steinen auf seine Schultern sich die Majestät einer Kathedrale und die Kälte eines Grabes herabsenken fühlte.

„Herr Rodillon steht zu Ihrer Verfügung, mein Herr", sagte der Diener.

Guillemard erhob sich, faßte seinen ganzen Mut zusammen und trat, so grün im Gesicht, wie ein Ertrunkener, in das Kabinett, wo ihn Rodillon, mit gespreizten Beinen auf einem Divan ausgestreckt, erwartete.

Emil gewahrte ihn sogleich, trotz all des Flitterstaats in diesem Bureau, und sein Blick begegnete sofort dem dieses Mannes, der sich nicht einmal stören ließ, um ihn zu begrüßen.

Rodillon sah noch schwärzer und gelber aus, —

als ein Kohlenarbeiter, der von einer Leberkrankheit befallen ist, wie Spötter von ihm sagten. Auf seinem Gesicht lag eine wilde Freude. Es strahlte fürchterlich.

Guillemard sah nur seine Zähne und seine Augen. Er fuhr gerade, wie eine Kanonenkugel, auf den Sitzenden los. Ohne zu zaudern, ohne zu überlegen, wie man eine Pille hinunterschluckt, streckte er ihm die Hand hin und sagte:

„Rodillon, ich habe Dich beleidigt, ich erkenne es an! Ich bitte Dich um Verzeihung!“

Damit war er bis zum Äußersten gegangen, er war der Tigerkatze gerade ins Gesicht gesprungen, mit einem Satz hatte er seine Eigenliebe, fast seine Würde zum Opfer gebracht. Er hatte es gethan, ohne nachzudenken, ohne Worte zu suchen, ohne selbst zu hören, was er sagte. Ihm schien, es wäre nicht er, der da sprach. Eine innere Notwendigkeit trieb ihn vorwärts. Nachdem Rodillon ihn sogleich so gedemütigt gesehen hätte, konnte er keine weitere Sühne von ihm fordern. Was konnte er überhaupt darauf sagen?

Célestin bereitete sich das schlechte Vergnügen, Guillemard, der vor ihm stand und ihm dann seine breite Hand entgegenstreckte, während sein Gesicht allmählich immer röter wurde, mit kalten Spott anzublicken, während er seine Bitte vortrug.

Dann sagte er, nachdem er das gedemütigte Staunen des stolzen Mannes genossen hatte:

„Der Hunger treibt den Wolf aus dem Walde, und die Furcht treibt zu Entschuldigungen, nicht wahr? Du bist wohl fertig, mein Lieber?“

Guillemard hatte eine Empfindung, als wenn zwei kalte Platten gegen seine Wangen gedrückt würden.

„Rodillon“, sagte er, „ich bin zu weit gegangen. — Man sagt bisweilen Dinge, die man nicht sagen sollte. — Höre mich an. — Thue ein gutes Werk, indem Du ein gutes Geschäft machst. — Du hast die Titres der Verproviantierungsgesellschaft in Händen. — Behalte sie. — Gewähre uns Stundung. — In einem Monat wirst Du bezahlt sein.“

„Oder in einem Monat werdet Ihr mit Euern letzten Millionen fertig sein, indem Ihr hier ein Loch aufmacht, um ein anderes zuzudecken, und ich werde der Truthahn in der Fabel sein. — Nein!“ sagte Rodillon fest, „ich brauche nur die Schraube anzuziehen! — Sie wird angezogen werden und zwar fest!“

Er war fürchterlich, sein Ton bissig und streng, die Stimme ohne Mitleid.

„Rodillon, was Du da gethan hast, unter uns, Du weißt —“

„Oh“, unterbrach ihn der kleine Mann, indem er sich auf dem Divan emporrichtete, „ich habe gehandelt, wie ich will, verstehen Sie? Sie haben mich in niedriger, dummer Weise, in Gegenwart einer Frau beleidigt. — Ich habe Ihnen versprochen, mich zu rächen. Sie sind 'reingefallen, mein Lieber, um so besser für mich, um so schlimmer für Sie!“

Er duzte Guillemard nicht mehr, wie man es auf der Börse gleichsam im Racketenfluge zu thun pflegt. Er behandelte diesen Feind wie einen Unbekannten,

dem er die Kniee auf die Brust gedrückt hatte, um ihn zu ersticken.

„Molina hat Sie nicht beleidigt!“ stotterte Guillemard, der eine größere Lust hatte, zu schimpfen, als zu bitten.

„Ach“, sagte Rodillon, „was geht mich Molina an! Er ist Ihr Partner, er wird die Folgen davon tragen. Oh, ich wußte wohl, daß Sie auf dem Trocknen sitzen! Ich kannte Ihr Vermögen bis auf 10000 Franks! Ihnen fehlen so etwa 20 Millionen, nicht wahr?“

„Ich werde alles verkaufen“, sagte Guillemard stolz.

Um Rodillons Lippen schwebte ein böses Lächeln:

„Zum Teufel, das hoffe ich wohl! Und wenn Sie in Ihrem letzten Hemde dastehen werden, mein Teurer, dann werden Sie sehen, ob es leicht ist, nach Mazas zu gehen! Andere, ebenso anständige Leute und ebenso böswillige Leute, sind dort einquartiert gewesen!“

„Rodillon!“

In der Art und Weise, in der Guillemard diesen Namen aussprach, lag ebenso wohl eine Bitte als eine Drohung.

„Ich weiß“, fuhr der Millionär mit dem Exekutorgesicht fort, „man wird sagen, der Plan Stockleite war eine etwas gemeine Hinterlist — eine Kriegslist! Wenn es sich um das Leben handelt, schlägt man sich, wie man kann. Der große Sichel, der intelligente, hochgeachtete Millionär, ein Künstler, hat eben solche

Dinge begangen. Sie kennen seinen Streich mit dem Syndikus der Wechselagenten?“

„Was ist das für eine Geschichte?“ stotterte Guillemard, der erstaunt war, als er sah, daß Rodillon jetzt zu spotten begann, das nachlässige Gebahren eines Plauderers annahm und eine spöttische Anekdote in diese unheilvolle Unterredung hineinwarf, in dieses Duell, in dem es sich um die Existenz von zwei Menschen handelte.

„Ja; also, unser großer Isac Sichel wollte nicht, daß der Syndikus früh genug auf die Börse käme, um eine Ordre zu vereiteln, die er, Sichel, erteilt hatte. Er hatte ihn daher zum Frühstück eingeladen, nach dem Frühstück zeigte er ihm seine Gallerie, ohne ihm auch nur einen seiner van Dyks oder eines seiner Altertümer zu schenken oder ihm eine Tabaksdose zu erlassen. — Die Zeit war vergangen, und als der Sydikus zur Börse kam — pest! — Da war er besorgt und aufgehoben! Es war das ziemlich gemein! Jeder nach seinem Geschmack. Sichel erfand das Frühstück. Ich habe William Stockleite erfunden. Mein Amerikaner ist liebenswürdig, nicht wahr?“

Oh, dieses Mal hätte Guillemard Lust gehabt, diesem Narren, den er soeben gebeten und dem er noch vor wenig Augenblicken in einer Art verwirrter Eingebung die Hand hingestreckt hatte, an die Gurgel zu springen! Hätte Rodillon diese Hand angenommen, dann hätte Emil vielleicht aufrichtig sich bemüht, seinen Zorn von ehemals zu unterdrücken. Aber anstatt die furchtbare Anstrengung, die die Demütigung Guille-

mard bereitete, zu begreifen, der gleichsam geohrfeigt und gepeitscht zu ihm kam, trachtete Rodillon nur darnach, seine Rache des Schnödebehandelten zu genießen. Dieser ehemalige Strafgefangene nahm das feierliche Wesen eines Biedermannes an, als wollte er dadurch den unglücklichen Mann um so furchtbarer verspotten. Wenn das nicht einen Faustschlag ins Gesicht verdient —!

„Wissen Sie was?“ sagte Célestin, der sich an dem scherzvollen Gesichtsausdruck dieses Mannes ergötzte. „Bei all' dem repräsentiere ich ganz einfach die Moral! Ja, ich, der ehemalige Gast von Mazas, wie Sie mich genannt haben, mein Lieber! Es ist nicht gestattet, den Appetit einer Menge zu erregen, wie Sie es mit Ihrem Unternehmen gethan haben! Alle Welt warf sich darauf, dank Ihren Annoncen, dem Tamtam Ihrer großen Pauken, wie Hunde über ihr Futter! Alle Welt spielte an der Börse. Einfache Rentiers, private Spieler, machten mehr Geschäfte für sich allein, als die Maklerhäuser. Man hat mehr Champagner in Lyon in einem Monat getrunken, als man sonst davon in zehn Jahren durch die Kehle gejagt hätte! Winkelkommissionäre spielten auf Ihre Verproviantierungsgesellschaft, und sie stieg und stieg, dank Ihnen, weiß der Teufel, wohin! Ich drehe aber der Spekulation den Hals um! Da, einfach, kurzweg! Hehe! Man wird mir vielleicht dies Mal den Preis Monthon zuerkennen — warum auch nicht?“

„Höre“, unterbrach Guillemard ihn kurz, „Was wir da reden oder nicht, ist ganz gleich! Willst Du

Dein Geld verlieren? Das ist ganz einfach, dann liefere nur die Titres! Wir sind auf den Grund gesegelt. Um so schlimmer für mich, um so schlimmer für Dich, wie Du sagst! Willst Du dagegen ein gutes Geschäft machen? Ich habe es Dir gesagt, so behalte die Titres! Ich habe in Belgien eine Kohlengrube, Saint-Luc, für die man nicht den zehnten Teil ihres Wertes bezahlen wird, wenn ich gezwungen bin, sie von einem Tage zum andern zu verkaufen. Und dazu würdest Du mich zwingen. Wenn Du aber warten willst, würde diese Kohlengrube allein im Stande sein, das Loch auszufüllen, davon kannst Du überzeugt sein. Ich weiß nichts Näheres darüber, ich kenne das Terrain nicht, aber einer meiner Kommis' ist dort und in acht Tagen —"

„Aha in acht Tagen", sagte Rodillon.

Er kam gerade auf Guillemard zu und betrachtete ihn von unten bis oben, seine Augen waren von Haß ganz gelb gesprenkelt, und er schleuderte ihm diese Worte an den Kopf, wie einen Speichelauswurf:

„In acht Tagen wirst Du ausgepfändet sein und keinen Fuß mehr auf die Börse setzen, und ich werde Dich von dort verjagt haben, ich, ich, der ehemalige Gast von Mazas!"

„Ah, Elender!"

„Ich habe Dir vorausgesagt, daß Du mir es bezahlen würdest! Du bezahlst es mir! Es kostet mich viel, aber soviel ist es mir wert!"

Er hatte auf den Knopf einer elektrischen Glocke gedrückt.

Ein Diener erschien.

„Jemand anderes!“ sagte Rodillon, im Ton eines Ministers an einem Empfangstage.

Und er wandte Guillemard den Rücken und setzte sich vor einen mit Papieren bedeckten Tisch, während Emil hinausging.

Lichtfunken tanzten ihm vor den Augen, alles Blut war ihm zu Kopf gestiegen, wie trunken, wütend suchte er seinen Wagen, ohne ihn zu sehen.

Es war zu Ende mit ihm. Ja, für dieses Mal zu Ende. Das galt wohl auch noch die Mühe, feige gewesen zu sein und diese Demütigung auf sich genommen zu haben! Jetzt gleich würde Rodillon an der Börse seinen Schlag ausführen, die Titres liefern. Morgen würden Molina und er in der Versenkung verschwunden sein. Die Liquidation würde sie wie Flocken in einem Wirbelwinde davontragen. Nicht mehr König der Börse und der „Fressereianstalt“, kein Guillemard mehr, nichts mehr!

Spielen wir noch einmal den großen Mann! sagte er zu sich.

Er frühstückte im Café Anglais, gekochte Eier und ein Glas Château-Yquem, machte einen Spaziergang in die Champs-élysées, um seine Gedanken aufzufrischen, und ging dann durch die Rue Vivienne zur Börse und betrachtete auf seinem Wege die schwarzen Tafeln, auf denen man die Kurse an der Thüre der Bankgeschäfte aufschrieb. Er las schon im Voraus, in einer unheimlichen Hallucination, die schreckliche Baisse der Verproviantierungsgesellschaft.

Das furchtbare Wort Bankrott tönte ihm wie eine Totenglocke in den Ohren!

Er ging zum Telegraphenamt und schickte eine Depesche nach Mons:

„Verkaufen Sie Kohlengrube um jeden Preis. Erwarte Antwort!"

Dann trat er erhobenen Hauptes in das Gewühl und Geschrei der Börse ein, mit seinem Lächeln aus den Tagen des Triumphes. Er wurde Komödiant, um besser zu fallen. Nur seine Schläfen waren fieberrot und seine Hände brannten. Oft führte er die Zunge über die trocknen Lippen hin.

Aus einer Gruppe sah er plötzlich Molina verstörten Aussehens heraustreten. Derselbe kam gerade auf ihn zu und sagte zuerst ganz leise:

„Ja, da haben wir es! Pleite! An die Mauer gedrückt. Er liefert die Titres!"

„Ich weiß es!"

Da schrie Molina fast auf, und seine Augen quollen ihm aus dem Kopfe heraus:

„Oh dieser Rodillon! Dieser Schurke, wenn ich ihn hier in einer Ecke hätte, ihn oder den Stockleite, dann würde ich ihn zu Brei schlagen! Dem Stockleite würde ich alle Haare ausraufen!"

„So schweige doch", sagte Guillemard. „Man weiß ja noch nichts! Und wir werden uns vielleicht noch aus der Affaire ziehen!"

„Wir uns aus der Affaire ziehen? Haha!"

Molina lachte grell auf.

„Damit ist es vorbei, mein Alterchen, unser Päck-

chen ist fertig! Ich habe nur noch einen Gedanken, diesen Stockleite in Stücke zu schlagen! Zwei Stockleite's, statt eines, das würde amüsant sein!"

Er verschwand in der Menge, roten Gesichts, mit schwankenden Schritten und kurz abgebrochenen Gebärden, ähnlich denen eines Wahnsinnigen.

Guillemard überkam eine Ahnung, daß in diesem unglücklichen Verzweifelten irgendeine Gehirnstörung vor sich gegangen sein müßte. Er ließ ihn aber laufen und trug selbst eine prachtvolle Ruhe zur Schau, während rings um ihn her unter ständig anwachsendem Geschrei der Hause der Titres wuchs, den die Agenten Rodillons auf den Markt warfen.

Und unter diesem Hausen sank der Wert, wie sich die Schultern eines Mannes unter einer Last beugen, er sank tiefer und tiefer, die Kurse, die niemand hielt, brachen zusammen, wie eine Baracke zusammenfällt. Guillemard wohnte dem Zusammenbruch seines Werkes bei. Man sprach nicht mehr zu ihm oder man sprach zu viel zu ihm. Fragen wurden ihm ins Gesicht geschleudert. Er antwortete darauf mit Achselzucken, mit ruhigem Lächeln, während sein Herz wie von einem Messerstich durchbohrt wurde. Man konnte sich gar nicht denken, daß er da so heiteren Sinnes den Kurs der Verproviantierungsaktien fallen ließ. Man vermutete noch eine List dahinter. Die Baisse riß die Baisse mit sich fort, wie ein Stein eine Lawine. Alle Werte fielen in einer Panik vor einem allgemeinen Zusammenbruch. Und Guillemard blieb da und sah der allgemeinen Flucht ruhig zu.

Als er, majestätisch, wie immer, in gerader Haltung, wie sonst, die breiten Stufen der Börse herabstieg, seines ehemaligen Kapitols, hatte er die furchtbare Empfindung, daß er dort nicht wieder hinaufsteigen würde, und er ging langsamer, als wäre er aus seinem Vaterlande in die Verbannung vertrieben worden.

Zum letzten Mal auf der Börse! Vielleicht würde er sie niemals wiedersehen! Niemals!

Wie eine Blendung durchzuckte es ihn, und er blieb einen Augenblick stehen.

Jemand sagte zu ihm:

„Haben Sie das „Echo de Paris“ gelesen, das soeben erschienen ist?“

Das war das Blatt des kleinen Zeitungsmenschen, dem er heute früh bei Rodillon begegnet war.

Guillemard ahnte irgend eine Infamie. Man reichte ihm die Nummer. Er las die Geschichte seines Besuches bei Rodillon, in einer phantastischen und gemeinen Form dargestellt. Spöttereien und Verleumdungen. Man sprach von der Demütigung des E. G., eines bekannten Börsenmannes, und der Journalist zitierte eine alte Fabel von einem gewissen Bourget:

„Pest!“ sagte Guillemard, „er hat keine Zeit verloren, die Geschichte zu erzählen!“

„Die Kurse trieb man weit
In der schönen Sommerszeit;
Aber als die Baisse gekommen,
War man völlig ausgenommen;
Mehr noch Prämien, Titres, Noten
Und der Checs, der kleinen roten!

Hungernd fing man an zu klagen,
Bei der Nachbarbank zu fragen,
Ob man nicht so gut, zu pumpen
Etwas Geld, um fortzulumpen,
Bis die neue Hausse kommt?

„Dieser Lumpenkerl!“

Er zerknitterte das Journal und warf es zu Boden. Das Papier, das sich zu einer Kugel zusammengerollt hatte, verschwand in einer Kanalisationsöffnung und gelangte so an seinen richtigen Platz in die Kloake.

Wie erstickt, besinnungslos, schmerzdurchwühlt warf sich Guillemard in seinen Wagen. Er fuhr zu seinem Geschäft in der Rue Taitbout und trug noch immer eine imponierende Ruhe zur Schau.

Der Kassierer sagte zu ihm sehr bleich:

„Wissen Sie schon die Nachricht, Herr Guillemard?“

„Welche Nachricht?“

„Von Herrn Molina!“

„Was ist mit ihm?“

„Er ist ganz seltsamen Aussehens bei Tortoni eingetreten, auf einen Tisch gestiegen, hat seinen Paletot ausgezogen, ihn dem Kellner zugeworfen und gerufen: Das ist echtes „Elboeuf*)!“ Machen Sie daraus ein Jacket! Man hat geglaubt, er wäre betrunken, und hat ihn fortgeführt.“

Guillemard hatte ein Gefühl, als sollte er auf der Stelle zu Boden sinken.

*) Ein in Frankreich sehr begehrtes Tuch (nach der Stadt Elboeuf benannt).

„Molina? Oh, der arme Kerl!“ Aber ich hoffe, es ist nichts? Es wird wohl nichts zu bedeuten haben?“

„Ein Nervenfieber!“

„Ich werde zu ihm gehen!“

Er erteilte seine Befehle, unterzeichnete Checks auf die Bank und sagte: „Auf Morgen!“ Dann ging er sehr ruhig hinaus.

„Nach Hause“, sagte er zum Kutscher.

In der Rue d'Offémont konnte er seinen Zorn, seine Traurigkeit, seine Wut, und seine Angst, die ihn förmlich erstickten, zum Ausbruch kommen lassen. Er riß seine Kravatte ab. Er war rot, wie ein Stier. Ein Schluchzen hob seine Brust, und in seine grauen Augen traten Thränen, dick wie Erbsen. Raymonde eilte zu ihm hin und war ganz erschreckt über seine furchtbare Verzweiflung. Dieser so unglaublich starke Mann sah wie ein Kind aus, das Prügel bekommen hatte.

„Du weißt noch nichts?“ sagte er, „wir sind ruiniert, meine arme Kleine!“

„Ruiniert?“

Sie blieb einen Augenblick erstaunt, wie erstarrt stehen und rief: „Ist es möglich?“

„Es ist so!“

„Ruiniert? Na, wir werden schon wieder reich werden“, sagte sie, ganz bestürzt über die Verzweiflung ihres Vaters.

Er antwortete nicht, blieb wie zerschmettert sitzen und betrachtete den Teppich.

„Siehst Du, Papa, Du hast immer leicht Geld

verdient! Du wirst es auch jetzt wieder zurückgewinnen, nicht wahr?"

„Man kann Geld verdienen; aber verlorenes gewinnt man niemals zurück."

Raymonde hatte ihn noch nie so gesehen. Seine Adern waren angeschwollen, Schweißtropfen perlten ihm auf der Stirn. Sie fürchtete, er könnte sterben, und rief um Hilfe.

Miß Maud eilte herbei.

„Ach", sagte sie in ihrer kurzen Weise. — „Das ist nichts, nichts."

Sie zog aus ihrer Tasche ein Flacon mit englischem Salz hervor und ließ Guillemard, der sie wie blödsinnig anstarrte, daran riechen.

„Danke, Miß Maud!"

„Miß Maud", sagte Raymonde und versuchte heiter zu sein, „wird mich lehren, wie man Lehrerin wird!"

„Was sagen Sie da, Fräulein Raymonde?"

Guillemard machte seiner Tochter ein Zeichen zu schweigen, aber Miß Barker kannte diesen Hauch des Unglücks, der rauh die menschlichen Wohnungen durchfährt.

In kurzem und traurigem Ton stotterte Guillemard plötzlich, indem er sich gegen Miß Barker umwandte:

„Miß Barker, Sie können uns allein lassen, es geht mir schon besser, und es ist entschieden kein Freudentag."

Steif, wie ein Dragoner bei der Parade, erwiderte die Engländerin in trocknem Ton, in dem aber mehr

Erregung zu spüren war, als sie es wohl selbst wünschte:

„Alle Tage, die ich unter diesem Dache zubringe, sind für mich Freudentage, Herr Guillemard!“

Und als Raymonde an diesem Abend ihr von einer möglichen Trennung sprach, bewies ihr Miß Maud kalt, mit einer Art klarer Beredsamkeit, die schneidend wie Stahl war, daß sie, die allein, ohne Eltern dastand, ihr schon für das Heim sehr dankbar wäre, wenn ihr nur gestattet würde, noch bei ihrer Schülerin zu bleiben und, nötigenfalls, die Schicksalsschläge des Hauses als Freundin zu teilen.

„Ich habe kein anderes Heim, als bei Ihnen, und bei dem Vater Andrée's. Ich war die Jüngste von sieben Töchtern“, fügte die Engländerin hinzu, „und nicht Eine von uns hat sich verheiratet. — Wir waren zu arm dazu! Wenn man allerhand unnütze Dinge versteht, so ist das noch keine Mitgift. Ich hatte einen Verlobten. Er hätte mich auch geheiratet. Er ist in Indien gestorben, der arme, teure Harry! Ich weiß, was Unglück ist! Ich liebte Sie schon immer, ich liebe Sie jetzt noch mehr, viel mehr!“

Raymonde sprang ihr an den Hals, und dies war vielleicht das einzige Mal in ihrem Leben, daß Miß Maud Barker die Schwäche hatte, zu weinen.

Noch am selben Abend eilte Louis ganz verwirrt herbei und bat Guillemard sprechen zu dürfen.

„Du weißt, Emil“, sagte er kurz — „ich habe drei Millionen!“

„Na, und was weiter?“

„Was weiter? Nimm sie! Das würde mich erlösen! Auf Ehrenwort“, sagte der Maler, in eigentümlicher Weise; — „sie sind mir nur hinderlich!“

„Und Du willst ohne einen Sous bleiben?“

„Der Mensch im Urzustande ist am glücklichsten. Und so machen wir den Ausspruch Rothschilds zur Lüge, der behauptet, daß nur die Portiers durch die Börse ruiniert werden! Ruinieren wir uns.“

„Du bist verrückt, es genügt wohl, daß ich mein Geld verloren habe.“

„Ach, Du wirst mein Geld schon nehmen. Dieses Geld“, sagte Louis in rauhem Ton, „ich will es, ich bitte Dich darum.“

Guillemard fragte sich, ob Louis nicht, wie Molina, einen hitzigen Fieberanfall hätte.

Nein, nein, Louis hatte weder Fieber, noch war er wahnsinnig. Er kam wie der Blitz daher, und Guillemard, dieser Geldmensch, war seltsam überrascht, eine solche Verachtung des Geldes bei einem Vetter anzutreffen, den er — wer weiß? — in einem ähnlichen Fall sich vielleicht auch hätte aus der Affaire ziehen lassen.

„Ich kannte Dich nicht, Louis“, sagte er zu ihm.

„Das ist nicht weiter verwunderlich“, sagte der Maler, „ich kenne mich selbst nicht sonderlich genau.“

Guillemard ging an diesem Abend aus, um sich nach Molina zu erkundigen. Man hatte ihn nach Hause gebracht. Er schrie seinem Diener zu: „Ich verkaufe Dir 6000! Kaufe sie! Sie werden steigen! — Oder es fielen ihm in seinem Paroxismus alte Erinnerungen

aus den Jahren seiner Bedürftigkeit wieder ein, er glaubte, er befände sich noch in dem Hafen von Marseille und pries den Maltaischen Matrosen seine Waren an: Kauft Kleider, kauft Kleider!

Guillemard wollte nicht eintreten; er fürchtete sich, diesen alten Kampfgenossen so verändert zu sehen. Molina, der einst so heitere Kursmacher des „Ballhauses", ein Wahnsinniger! Molina wahnsinnig!

„Nein, das könnte ich nicht ansehen."

Aber durch die Zimmerthür hörte Guillemard die Stimme und das Lachen des dicken Mannes, der fortwährend wiederholte:

„Ach, hören Sie doch! Ein Paletot erster Qualität, das ist nicht verkauft, das ist geschenkt! Kauft Kleider!"

Armer Teufel!

Guillemard ging, wie von einem Gespenst verfolgt, fort. Zu Hause traf er Raymonde, die ihn erwartete und sanft zu ihm sagte:

„Mut, Papa! Ich werde tapfer sein! Verkaufe alles, wenn es nötig ist. Dein kleiner Taugenichts ist besser, als er aussieht. Es ist mit mir, wie mit Louis! Nicht wahr, Louis ist ein braver Mensch?"

Guillemard küßte die teure Kleine auf ihre goldigen Haare. Er war ganz verwirrt und gerührt. Er legte sich zu Bett, konnte aber nicht schlafen und erwachte wie gebrochen.

Er war ganz erstaunt, keine Nachricht von Viktor zu erhalten.

„Er weiß vielleicht noch nichts", sagte Raymonde. „Louis hat es ihm gesagt!"

Man brachte ihm sein Börsenblatt.

Raymonde legte ihre weiße Hand auf das Packet Briefe und Depeschen.

„Ich wette“, sagte sie melancholisch, aber ganz ruhig, „daß da ein Brief des Herrn von Lansac darunter ist, der seinen weißen Flieder bedauert, und ein anderer von Lacoste, der unter dem Vorwande, es zu retouchieren, gern sein Aquarell zurückfordern möchte!“

Guillemard versuchte zu lächeln.

Eine Depesche, die er öffnete, war von Olivier. Der junge Mann antwortete kurz:

„Ich komme, habe mit Ihnen zu sprechen!“

„Gut!“ sagte Guillemard. „Aber hat er verkauft?“

Er sah nach der Stunde des Abganges des Telegramms, das von Mons datiert war.

„Na, er wird ihm ja gleich nachfolgen!“

Er legte das Telegramm beiseite und öffnete einen Brief.

„Aha!“ sagte er, „er ist von Viktor!“

Er las im Stillen und sagte dann:

„Das ist eigentümlich.“

„Was denn?“ fragte Raymonde.

Guillemard reichte ihr den Brief hin.

„Wenn ich mich wohl befände“, schrieb Viktor, „würde ich selbst zu Dir gekommen sein, mein teurer Emil, oder ich würde Dich gebeten haben, zu Herrn Auboin zu kommen, aber ich bin noch leidend. Ich bitte Dich also, Dich heute, Dienstag Abend, um sechs

Uhr bei mir einzufinden in einer ernsten Angelegenheit, die Dir angenehm sein wird.

Dein Freund."

„Er schreibt garnichts von der Börsengeschichte!" sagte Guillemard.

„Nein — aber doch eine ernste Sache! Und die Dir angenehm sein wird!"

„Wenn auch er mir seine Millionen anbieten würde?" meinte Guillemard bitter, „ach was! Es giebt also doch noch so etwas, wie Familie! Aber nein; Viktor hat ja seine Tochter, der er eine Mitgift geben muß!"

Er blickte traurig Raymonde an. Dieser Mann, der gewöhnt war, sonst über das Leben zu lachen, sagte kopfschüttelnd:

„Andrée ist jetzt reicher, als Du!"

Sie warf einen langen, sehr sanften Blick auf ihren Vater und sagte langsam:

„Beunruhige Dich deshalb nicht! Ich zähle nicht mit, man wird mich auch ohne einen Sous heiraten!"

„Ach was", sagte Guillemard zornig, ein papierner Marquis oder ein Lumpenfürst!"

„Ein Fürst — der Kunst", erwiderte Raymonde, die sich der Antwort des Cousin Louis erinnerte.

IX.

„Auf mein Wort“, Herr Ribeyre, „es bereitet mir Vergnügen, Sie zu sehen!“

Es war Olivier, der, obwohl selbst durchaus heiter, sich über das lebhafte Gesicht Viktors wunderte. Er hatte ihn noch niemals so lebendig gesehen; seine Augen funkelten, eine innerliche Freude glitt über seine, für gewöhnlich wie ermüdeten und traurigen Züge hin. Olivier war ganz froh darüber.

Er käme direkt aus Belgien. Gleich nachdem er dem Waggon entstiegen war, sei er nach der Rue Taitbout, in das Bureau Guillemards gegangen und hätte dort eine Nachricht mitgebracht, die bei Emil beinahe einen Blutsturz hervorgerufen hätte.

„Eine schlechte Nachricht?“ fragte Ribeyre.

„Im Gegenteil! In seiner Leidenschaft für unbewegliche Werte, versäumte Guillemard, sich darüber zu informieren, ob die Kohlengruben von Saint-Luc irgend welchen Wert hätten. Man ließ sie ganz unbeachtet. Eine belgische Gesellschaft von Mons und Charleroi, die sich dem Hause Peteghem in Brüssel associert hat, hat mich für Ihren Vetter mit unverhofften Aufträgen beauftragt. Es handelt sich um einen festen

Ankauf für eine Summe, die dreißig Millionen übersteigen kann, und für einen zwar nur geringen, aber garantierten Anteil, der ihm an dem zu erwartenden Gewinn bleiben würde. Und es werden bald Gewinne erzielt werden, denn die Ingenieure sind schon bereit, Saint-Luc sofort in Betrieb zu setzen, und Peteghem will das Geschäft in großartigem Maßstabe lancieren."

Ribeyre hörte zu, und seine Freude verdoppelte sich noch, weil Olivier es ihm sagte. Wenn die durch die belgischen Bankiers vorgeschlagenen Kombinationen ernst gemeint waren, dann war Guillemard also wieder flott gemacht. Er brauchte vielleicht niemand mehr. Ribeyre war darüber überaus glücklich, aber nichtsdestoweniger hielt er an der Idee fest, die er einmal gefaßt hatte, und die ihn wie ein Losungswort verfolgte. Er durcheilte den Salon der Rue Châteaudun in einer eigentümlichen Erregtheit und seufzte erleichtert auf, wie nach einer ungewohnten Aufregung.

„Mein teures Kind", sagte er zu Olivier, „Sie werden bald, (er sah nach seiner Uhr) in einer Stunde, den letzten Willen Ducreys kennen lernen."

Dieser Name schien plötzlich die Heiterkeit Oliviers zu stören.

„Was geht der letzte Wille Ducreys mich an?"

„Sie werden schon sehen — Sie werden schon sehen."

Und Viktor fuhr fort, wie verjüngt auf und ab zu gehen und strahlte, als wenn ihm ein großes Glück widerfahren wäre.

„Also“, sagte er plötzlich, „Sie finden mich heute besser, Olivier?“

„Ja, und das ist ein Vergnügen, das Sie mir lange nicht bereitet haben. Als ich neulich abends abreiste, hatten Sie einen so traurigen Ausdruck, daß ich ein wenig beunruhigt wurde. Heute, oh! heute finde ich Sie in einer Lebendigkeit und einer Lebenskraft wieder, die mich entzückt!“

„Ich werde mich sogleich noch viel besser befinden“, sagte Ribeyre heiter, „und noch besser, mein Freund, wenn wir uns nächstes Mal wiedersehen werden, wenn Sie wollen, bei gemeinsamer Arbeit. — Ja, ich habe Projekte. — Sie konnten sich wohl denken, daß ich nicht müßig bleiben würde, nicht wahr? Sie werden erfahren, welche Pläne ich habe. Ich will mich wieder an die Arbeit machen, aber mit neuen Ideen. Sie hatten damals mit Ihren Darlegungen, mir gegenüber, häufig Recht, Sie werden sehen, daß ich das im Gedächtnis behalten habe. Mehr Routine! Mehr Routine!“

„Ja“, meinte Olivier lächelnd, „die Zukunft begreifen und der Vergangenheit gerecht werden, das ist das Problem.“

Er senkte die Stimme und fragte wie im Vertrauen:

„Ist Fräulein Andrée mit Ihrem neuen Entschluß zufrieden?“

„Sehr zufrieden!“

„Sie beunruhigt sich nicht wegen Ihrer Arbeitspläne?“

„Sie ist davon entzückt, ja ganz stolz darauf!"

„Ich wollte", sagte Olivier ein wenig zögernd, „Ihnen teurer Herr Ribeyre, gern sagen, eine wie tiefe Zuneigung und innige Ergebenheit ich für Fräulein Andrée empfinde und Sie bitten —"

Ribeyre begriff. Er unterbrach lebhaft den jungen Mann.

„Still, still! Nicht ein Wort bis zum richtigen Moment!"

„Aber mein Wille kann sich nicht ändern", sagte Olivier fest.

„Ja, ja — Sie gehören zu denjenigen, die immer unabhängig zu bleiben wissen; aber auch sie hat ihren Willen gesagt! Seien Sie ruhig, liebes Kind, Sie brauchen nicht mehr lange zu warten."

Er zitterte, aber vor Freude, als er die Glocke läuten hörte. Es war wohl Herr Auboin, der da kam. —

Eine einzige Lampe erleuchtete den Salon, der von einer grauen Februardämmerung erfüllt war. Viktor rief, man solle Licht bringen. Geneviève und Andrée warteten in dem Boudoir der Frau Ribeyre. Gleich darauf befand sich die ganze Familie in dem Salon versammelt.

„Welche Freude! Oh, welche Freude! Und dann die Freiheit!" dachte Ribeyre.

Er fragte den Diener:

„Wer hat geläutet?"

Louis trat herein und antwortete für sich selbst,

und als ihn Viktor bemerkte, sagte er sehr lebhaft zu Olivier:

„Ich habe mit Louis ein wenig zu sprechen, mein teures Kind. — Wollen Sie uns einen Augenblick allein lassen? Die Damen werden erfreut sein, Sie zu sehen! Ich bitte Sie nur um zwei Minuten!“

Viktor hatte Eile, sich mit dem Maler allein zu befinden. Olivier ging hinaus, und Louis bat ihn heiter, ihm zu verzeihen, wenn er ihn vertrieb. Und sobald diese beiden Männer, die einst Angesicht zu Angesicht auf der Terrasse von Ville d'Avrey einander gegenüber gestanden hatten, sich allein sahen, entnahm Louis dem Blicke Ribeyres, daß es sich um diese Vergangenheit handelte, die ihm so furchtbar auf dem Herzen lag.

„Ich habe Deinen Brief erhalten“, sagte er zu Ribeyre, „Was giebts?“

„Was es giebt?“ wiederholte Ribeyre und sah instinktiv nach, ob die Thüren auch gut geschlossen wären, „Daß in einem Augenblick unser Leben aufs Spiel gesetzt werden wird!“

„Unser Leben?“

„Ja, oder unsere Ehre, unser Stolz, wie Du willst. Ach, Louis, dieser Stolz, der Stolz auf sich selbst, das ist unsere Kraft! Aus ihm schöpfen wir unsere Entschlüsse und die großen Thaten unseres Lebens, aber Louis, Du, ja Du, was hast Du mit Deinem Stolz gemacht?“

„Ich habe ihn getötet!“ sagte Louis dumpf. „Und als Dein Stolz Dich zur Pflicht rief, habe ich Dich

gehindert, ihn zu hören. Ich habe Dich zu einer Schändlichkeit getrieben und, was schlimmer ist, zu einer Dummheit."

Und festen Tones, wie Ribeyre es zu seiner Tochter gesagt hatte, fuhr er fort:

„Viktor, ich bitte Dich um Verzeihung!"

„Oh, ich verzeihe Dir! Wenn Du gelitten hast, was ich gelitten habe, so hast Du alles gesühnt. Nicht wahr, Louis, Du hast Dich nur wenige Tage glücklich geglaubt? Und hernach? Ich sah es Dir wohl an, Du flohst Olivier, der Dich liebt und der Dich immer suchte. Wie ich, bist Du Dir feige vorgekommen, und Du bist Deiner eigenen Verachtung unterlegen! Keine Heiterkeit, keine Zukunft, kein Stolz mehr für Deine Arbeit, selbst keine Liebe für Deine Kunst! Du hast Deine Kraft zusammenbrechen sehen! Du hast die Furcht kennen gelernt, Du hast den Schlaf verloren?"

„Oh, wie habe ich gelebt!" — sagte Louis mit einem bitteren Schrei. „Na, Du kennst ja von Dir selbst alles, was ich empfunden habe! Ich betrachtete soeben, bevor ich zu Dir kam, mein Bild — ein Bild, in das ich glaubte, alles hineingelegt zu haben, was ich Eigenes in mir habe. — Auf mein Wort, ich habe die wirkliche Anschauung der Farben, wie die Auffassung der moralischen Dinge verloren. Ich weiß nicht mehr, was ich bin, ein falscher Maler, wie ein falscher Millionär! Nichts, nichts, nichts! Oh, wie teuer eine schlechte That einem zu stehen kommt und wie schwer gestohlenes Geld wiegt!"

„Also", erwiderte Viktor, den diese Verzweiflung,

in die sich bei Louis ein zornvolles Erröten gegen sich selbst hineinmischte, rührte, „wenn ich Dir jetzt sage: Kopf hoch von heute an und trage ihn wieder, wie früher; es gilt wieder aufzuleben, die Stunde ist da, unsere Erbschaft zurückzugeben! Sage Louis, was würdest Du dann antworten?“

„Ich würde antworten: Ich bin bereit. Und zwar auf der Stelle. Mutigen Herzens! Beeilen wir uns!“ rief Louis.

„Deine Hand, Louis, ich danke Dir“, sagte Ribeyre, der fühlte, wie die Finger seines Vetters die seinigen mit lustigem Druck preßten. Plötzlich fragte Louis aber ein wenig zögernd:

„Und Deine Frau, Viktor?“

„Sie wird sich an Andrée ein Beispiel nehmen“, sagte Ribeyre stolz, „sie wird die tapfere Mutter einer ehrbaren Tochter sein.“

„Herr Auboin“, meldete plötzlich die alte Catherine an, indem sie die Thüre öffnete.

„Das Heil! Der Stolz, der wiedergeboren wird“, sagte darauf Viktor zu Louis, mit einer Stimme, die gleich einer Trompete erzitterte, die das Morgenständchen bläst.

Der Notar trat lächelnd, liebenswürdig, in weißer Kravatte, ein, trippelte hin und her und legte auf den Salontisch seine Advokatentasche. Während der Bediente Lampen hereinbrachte, drückte Auboin Viktor die Hände und sagte zu Louis:

„Oh, oh! mein teurer Herr Ribeyre, endlich finde ich Gelegenheit, Ihnen zu sagen, daß ich neulich bei

Ihnen gewesen bin. Ich habe Ihr Opernfoyer gesehen."

„Ach, haben Sie es gesehen?" fragte Louis erregt.

„Ich habe es gesehen, habe es wieder gesehen, es bewundert und wieder bewundert. Es ist reizend! Es ist von einer Wahrheit! Geradezu erstaunlich! Die kleine Braune, die ihren rosa Schuh auf der Brustlehne krümmt. — Der Herr im Hintergrunde, mit dem Monocle im Auge. — Und die hübsche Rothaarige. — Ach, dieses reizende rothaarige Mädchen! Ist das ein Porträt? Man könnte sagen, ein Clouet!"

„St! St!" machte Louis, der ganz rot geworden war.

„Ich sage Ihnen, dies Bild ist Ihr Meisterwerk — ich behalte es — ich kaufe es um jeden Preis, den Sie dafür haben wollen. — Also was? was? — Was wollen Sie dafür haben?"

Er war erstaunt, als Louis, dessen Erregung sichtlich zunahm, sich halb lachend, halb verwirrt in einen Sessel fallen ließ.

„Was ich dafür haben will? Gar nichts! Aber ich war schon erregt, und nun werfen Sie mir da Dinge an den Kopf —"

„Ich? Ist es eine Beleidigung Sie einen großen Maler zu nennen? Beim Himmel! Wahrheit ohne Trivialität! Naturalismus, der nicht die Rosen vernachlässigt! Realismus, der in die Höhe blickt. Das ist ja vollkommen! — Ich sage Ihnen: ein großer Maler, ein großer Maler, ein großer Maler!"

„Ich ein Maler? Noch immer ein Maler! dachte

Louis, ganz toll vor Freude. „Ich schenke Ihnen mein Bild, und ich werde jedermann umsonst eine Kopie davon geben!“

Man hörte im Vorzimmer einen zunehmenden Lärm von Stimmen, und Viktor unterschied das Lachen Guillemards, ein etwas gezwungenes Lachen, das auf irgend eine Gefahr durch Großmäuligkeit antworten zu wollen schien. Der Diener meldete an: Herr und Fräulein Guillemard! und hinter ihnen, in der Umrahmung der Thür, erschien, wie immer automatenhaft und gerade, Miß Barker, zu der Viktor sagte, indem er ihr die Hand hinstreckte:

„Treten Sie doch ein, Miß Maud, auch Sie sind hier an Ihrem Platze, es handelt sich heute um eine Familienangelegenheit!“

„Zu gütig, mein Herr“, erwiderte die Engländerin unbeweglich.

„Benachrichtigen Sie die gnädige Frau“, sagte Viktor zu dem Diener; „Herr Giraud ist wohl im kleinen Salon?“

„Ja, Herr Ribeyre.“

Ribeyre schien sich auf einem Schlachtfelde zu befinden, ein Feldherr, der seine Befehle erteilt. Er ging von Guillemard, der noch immer erstaunt war, zu Raymonde, die er bat, sich zu setzen, und antwortete auf die Fragen durch ausweichende Antworten:

„Noch einen Augenblick — und Ihr werdet wissen, warum ich Euch gebeten habe — das ist Herrn Auboins Sache.“

Guillemard hatte Zeit gefunden, ihm sehr schnell

mitzuteilen, daß er wohl glaubte, aus der Klemme befreit zu sein. Oh, welches Leid! Und dann wieder welches Glück! Dieser Emil war immer ein Glückspilz! Die Kohlengruben von Saint-Luc ordneten wohl die ganze Sache.

„Ist das Dein Ernst?" fragte Viktor.

„Vollkommen. Ich habe die Vorschläge meiner Belgier angenommen. Das kam ganz unverhofft, mein Lieber! Ich muß gestehen, Dein Herr Giraud ist ein schneidiger Junge! Er hat sich beeilt, das Geschäft zum Abschluß zu bringen, solange man in Mons noch nicht wußte, daß Rodillon mir auf dem Nacken saß, und während mein Kredit noch jungfräulich war. Ich hatte einfach nichts weiter zu thun, als nur zuzustimmen!"

„Ist das geschehen?"

„Auf telegraphischem Wege! Das lohnt schon den Notar!"

„Die Notare", sagte heiter Herr Auboin, der nur das letzte Wort gehört hatte, „wird man auch bald durch die Telephone ersetzen."

Die Thüre zu dem Zimmer Genevièves hatte sich geöffnet, und Frau Ribeyre trat steif, mit einem erzwungenen Lächeln in den Salon herein, in dem die Goldrahmen und die Eichenfüllungen im Lampenlicht widerleuchteten. Sie erschien sehr blaß in ihrer dunklen Toilette, und hinter ihr kam Andrée, ebenso blaß, wie sie, neben Olivier, der sie mit leichter Unruhe anblickte.

„Was hast Du denn?" fragte Raymonde ihre

Cousine, indem sie ihr entgegenging, um sie zu küssen, „man könnte sagen, Du zitterst!“

„Es war ein wenig kalt im Boudoir.“

Die Augen Genevièves suchten in dem Salon voll Vertrauen und Freudigkeit das Gesicht ihres Mannes — dieses blasse, erregte Gesicht, über das aber ein seltsames Feuer hinglitt.

Viktor hatte sich zu Herrn Auboin vorgeneigt, der an einem Bouletischchen saß, auf dem er seine schwarze Advokatentasche ausgebreitet hatte. Das Lampenlicht fiel auf die kahle Stirn Ribeyres, und rings um ihn, um diese Ledertasche, die etwas, was ihnen noch unbekannt war, enthielt, trat ein tiefes Schweigen ein, in dem man nur die tiefen Atemzüge Guillemards vernahm, der sich in seinem Fauteuil hin und her bewegte, sodaß derselbe krachte.

„Was bedeutet das?“ dachte Emil.

Geneviève hatte die furchtbare Empfindung eines Unglücklichen, der öffentlich degradiert werden soll, — in wenig Augenblicken — sie fühlte es —, würde sie dieses geliebten Luxus beraubt sein, in dem sie sich so wohl fühlte!

Noch klang ihr die Stimme Ribeyres in den Ohren:

„Wenn wir uns in derselben Lage befänden, wie vor einem Jahre?“

Man hörte Herrn Auboin zu Viktor sagen:

„Also, Herr Ribeyre, da Sie es wollen —“

Ribeyre hatte sich wieder aufgerichtet. Seine, für

gewöhnlich etwas gebeugte Haltung erschien jetzt stolz und gerade in diesem schweigenden Salon!

„Sie scheinen alle ein wenig unruhig zu sein, meine Freunde“, sagte er. „Herr Auboin wird Ihnen mitteilen, warum ich Sie gebeten habe zu kommen!“

Die Augen des Notars schienen über dem Lichtschirm jemand in dem Halbdunkel zu suchen:

„Um Verzeihung, ich sehe Herrn Olivier Giraud nicht“, sagte er, indem er im Salon umherblickte.

„Ich bin da“, erwiderte Olivier, der sich zwischen Andrée und Miß Maud in der That ein wenig zu verstecken schien.

Was Teufel, dachte Guillemard, hat denn Olivier bei einer Familienzusammenkunft zu suchen?

Das Herz des jungen Mannes war vielleicht dasjenige, welches in all dieser Angst und Neugier am stärksten schlug. Es schien ihm, daß er da wäre, um vor der ganzen Welt das verehrte Andenken seiner teuren Mutter zu verteidigen!

Seine Mutter! Wenn der alte Ducrey aus der Tiefe seines Grabes sich einfallen ließ, das Geheimnis der Märtyrerin zu enthüllen, würde er, der Sohn, sich öffentlich dagegen auflehnen, um ganz laut zu erklären, was Madeleine gelitten hatte, und was der Greis ihn hatte leiden lassen.

„Sprechen Sie, Meister Auboin“, rief Ribeyre, der aufrecht dastand, mit erregter Stimme.

Der Notar rieb langsam seine Hände, räusperte sich ein wenig und sagte leise:

„Meine teuren Freunde, vor einigen Monaten

brachte ich ein Testamentsdokument von Herrn Sylvain Ducrey her, das die Herren Viktor und Louis Ribeyre zu Erben einsetzte. Nun gut! Diese Herren haben sich dann ohne Zögern in Besitz des Erbes gesetzt."

„Was weiter?" rief Guillemard.

Herr Auboin sprach langsam folgenden Satz aus: „Dieser Brief enthielt nicht das wahre Testament."

Olivier blickte Andrée an, und Andrée lächelte.

Geneviève richtete ihre Augen fast verwirrt auf Ribeyre, der noch immer, in männlicher Freude strahlend, erhobenen Hauptes dastand.

Der Notar fuhr fort:

„Das definitive Testament Sylvain Ducreys, das vom dritten Tage vor seinem Tode datiert ist, gelangte erst später in die Hände des hier anwesenden Herrn Viktor Ribeyre, der es mir übergeben hat. Ich habe es als das allein gültige anerkannt, als das einzige, das Gesetzeskraft erlangen kann: Hier ist es!" und er zog ein etwas zerknittertes Papier aus einem Seitenfach seiner Ledertasche hervor — „gemäß dem Willen meines Klienten, den ich schon als alter Praktiker meine Gründe habe hochzuhalten, (er blickte Ribeyre an, der ein wenig bleich geworden war), werde ich es Ihnen vorlesen."

„Wie! rief Guillemard, „das hat Ribeyre gewollt?"

„Ja, mein Teurer, er selbst!" sagte Louis, mit mutiger Freudigkeit, während Geneviève kopfschüttelnd dachte:

Nun kommt das Unglück, das Unglück kommt wieder!

Alsdann las Herr Auboin in dem Schweigen,

das sich über diesen Salon herabgesenkt hatte, als wenn wahrhaftig die Stimme des Toten sich vernehmen ließe, langsam dieses Papier vor, das Viktor auswendig wußte, das Louis anhörte, indem er sich voll Bitterkeit sagte: So, das ist es! Das ist es also! — und das Andrée so viele Male geglaubt hatte wieder zu lesen, wenn sie sich fragte, ob denn ihr Vater nicht endlich, endlich sprechen würde."

Jetzt sprach er. Er selbst entriß das Vermögen gleichsam seinen Zähnen:

„Mein teurer Vetter", las der Notar vor, „ich habe die Absicht gehabt, mein Vermögen zwischen Ribeyre und Dir zu teilen, aber —"

Er unterbrach sich:

„Um Vergebung", sagte er, „mein Klient befiehlt mir, alles vorzulesen: — „aber ich habe es mir überlegt, Du bist ein Träumer von zu unpraktischer Art, und das Geld, das ich Dir hinterlassen würde, und welches ich mit Mühe gewonnen habe, würde leicht wieder verstreut werden. Was Louis anbetrifft, so macht ihn seine verachtungsvolle Philosophie, die er mir gegenüber so oft ausgesprochen hat, reich genug, sodaß er mein Vermögen niemals brauchen wird. Ich hinterlasse also Louis nichts, und ich hinterlasse auch Dir nichts, Viktor, als das Vergnügen, der Vollstrecker meines letzten Willens zu sein."

Raymonde befand sich bei Andrée.

„Mut, Geliebte!" sagte sie.

Andrée antwortete mit einem schönen Lächeln, das ihr ruhiges Gesicht verklärte:

„Ich habe Mut, sei ruhig!“

Und Viktor, der sich jetzt Geneviève näherte und sich zu ihr herabbeugte, da er sie wanken sah, wiederholte ihr mit zitternder Stimme, was er Louis im Ton eines Befehls gesagt hatte:

„Im Namen meiner Ehre, Geneviève, im Namen meiner Tochter und Deines Stolzes, sei stark!“

Herr Auboin fuhr fort:

„Ich gebe alles, was ich besitze, meinem Nichtchen Raymonde Guillemard, der Tochter der verstorbenen Louise Ducrey, meiner Lieblingsschwester, und ich setze obengenannte Guillemard zu meiner Erbin ein — unter der formellen Bedingung — fuhr der Notar mit erhobener Stimme fort — der formellen und unumstößlichen Bedingung —“

„Ah“, rief Cousinchen erstaunt.

Das verblüffte Auge Guillemards suchte den Blick seiner Tochter.

„— daß mein Nichtchen Raymonde den Enkel meines Gärtners, Olivier Giraud, heiratet. Denn das bereitet mir Freude.“

Andrée blickte bleich und kalt, als wenn der Tod sie schon erfaßt hätte, Olivier Giraud an, der eben so blaß, wie sie, ihr einen tiefen Blick voll unendlicher Liebe zuwarf.

Raymonde hatte sich mit einem Sprung von ihrem Stuhl erhoben.

„Einen Augenblick —“ sagte sie.

„Schweige doch!“ rief Guillemard fast brutal.

„Weiter nichts! Was, weiter nichts!“ dachte Geneviève.

Ribeyre streckte ihr die Hand hin und wiederholte ihr mit halber Stimme, voll Leidenschaft, indem er sein ganzes Leben in diese Worte legte:

„Geneviève, zähle auf mich!“

Aber Geneviève schüttelte den Kopf, ihre schönen, verstörten Augen wanderten von Viktor zu Andrée, als suchten sie eine Stütze, und blieben erstaunt auf dem thränenfeuchten Blick von Miß Barker ruhen, die ganz leise, mit einem Hinweis auf die junge Frau, Viktor und seine Tochter, sanft zu ihr sagte:

„Stützen Sie sich doch auf die Ihrigen, meine Liebe, Sie sind stärker, als das Unglück, wenn Sie sie lieben! Lieben Sie! Lieben Sie! Man ist nur unglücklich, wenn man allein ist — ganz allein!“

„Ist das alles?“ fragte Guillemard heiter Herrn Auboin.

„Es ist noch nicht alles“, sagte Ribeyre mit fester Stimme.

Auboin, der noch immer das Papier des alten Ducrey in der Hand hielt, las:

„Mein Vetter Emil Guillemard und seine Tochter werden nicht auf so runde Millionen verzichten, und die Heirat Raymondes mit dem Sohn von Madeleine Giraud wird mich in meinem Grabe erfreuen.“ Es ist von der Hand

des Testators unterschrieben und gezeichnet und vollkommen gesetzmäßig!“ fügte der Notar kalt hinzu.

Während Herr Auboin vorgelesen hatte, hatte Olivier geglaubt, seine ganze, traurige Jugend, seine trostlosen Besuche bei Ducrey, diese steinernen Treppen, die ebenso kalt waren, wie das Herz des Greises, und wo seine Mutter so oft geweint hatte, wiederzusehen! Er begriff wohl den Willen dieses Toten, der Raymonde in Erstaunen versetzte und Guillemard entzückte; er allein begriff ihn vielleicht. Dadurch, daß Sylvain Ducrey ihn mit Raymonde vereinigte, wollte er ihm sein Vermögen geben, ohne ihm seinen Namen zu geben. Ein Name, den er übrigens nicht gewollt hätte. Das war die heuchlerische Sühne eines Verbrechens; der Greis glaubte mit diesem Gelde die Vergangenheit auszulöschen, die Tote dadurch zu entwaffnen, daß er ihren Sohn reich machte, daß er eine Entehrung mit einem Vermögen bezahlte!

All' sein kindlicher Zorn, die ganze empörungsvolle Empfindung des jungen Mannes, brachte sein Herz zum Schlagen und schnürte ihm die Kehle zu. Er hatte Lust, dieses Testament zu zerreißen, in dem der alte Ducrey — sein Vater, sein eigener Vater! — ihm gleichsam mit Verachtung das unwürdige Almosen seines Mitleids hinwarf.

Guillemard hatte sich erhoben, seine Brust dehnte sich vor Freude, und er rief:

„Gemäß der formellen Bedingung des Testators“, sagte er, „glaube ich, daß ich mit meiner Tochter und Herrn Giraud zu sprechen habe“.

„Das ist überflüssig, Herr Guillemard“, erwiderte Olivier lebhaft, „in Gegenwart Aller muß ich Ihnen erklären, daß es mir unmöglich sein würde, Ihr Schwiegersohn zu werden.“

„Unmöglich?“ sagte Raymonde.

„Weil —?“ fragte Guillemard.

Olivier suchte mit seinen Augen den reinen Blick Andrées und erwiderte:

„Weil ich mir nicht mehr selbst gehöre!“

„Aber der Wille des Toten —“ sagte Guillemard.

„Ich erkenne ihn nicht an, ich brauche mich ihm nicht zu unterwerfen!“

Sie schlagen ein Vermögen aus“, rief der Börsianer ganz atemlos.

„Ich schlage mehr, als ein Vermögen aus“, erwiderte Olivier, indem er sich nach Raymonde umwandte, „es handelt sich um das liebenswürdigste junge Mädchen — aber ich bin nicht mehr frei! Ich liebe Jemand!“

Andrée stützte sich auf die Lehne ihres Sessels, als wenn sie ohnmächtig würde.

„Das ist ja Wahnsinn“, dachte Guillemard.

„Im Fall der Weigerung“, sagte Herr Auboin, „tritt das Gesetz in Kraft.“

„Das Gesetz?“

„Das Gesetz“! wiederholte der Notar. „Das Gesetz ist schließlich souverän.“

„Das Gesetz? — Na, und was sagt denn nun Ihr Gesetz?“ rief Guillemard in schlechter Laune.

Hatte man jemals so einen Menschen, wie diesen

Giraud, gesehen, der so seine Tochter verschmähte! Und Raymonde schien damit noch ganz zufrieden zu sein. Raymonde strahlte förmlich, wie Ribeyre, wie Louis! Waren sie denn alle in diesem Hause verrückt?

Geneviève, die ganz zerschmettert war, erschien ihm allein logisch, weil sie traurig war.

„Also kommen Sie mit Ihrem Gesetz“, sagte Emil.

„Das ist sehr einfach“, fuhr Herr Auboin, der noch immer saß, fort, „sehr einfach, obgleich es sehr kompliziert ist. Das Gesetz ist nämlich sehr dunkel, aber ich bin dazu da, es zu erklären.“

Er lächelte, als er all' diese ihm zugewandten Gesichter sah.

„Ich nehme die Thatsachen von Neuem auf, weil die Weigerung dieses Herrn“, er zeigte auf Olivier hin, „alles in Frage stellt“.

„Seine Weigerung und die meinige“, sagte Raymonde deutlich.

„Seine Weigerung und die Ihrige, mein Fräulein, das ist noch klarer. Herr Ducrey hat drei Neffen. Das erste Testament, das vom 12. März 1880, das hier vorliegt, setzt Herrn Viktor Ribeyre und Herr Louis Ribeyre zu Universalerben ein oder zu Erben mit dem Universalanspruch und mit beiderseitigem Zuwachsrecht, um die technischen Ausdrücke zu zitieren. Gut. Es giebt aber noch ein zweites Testament, — das vom 11. Mai 1880, das ich die Ehre gehabt habe, Ihnen vorzulesen. — In diesem zweiten Testament ist, Fräulein Guillemard zur Universalerbin eingesetzt unter der Bedingung Herrn Olivier Giraud zu heiraten.

— Diese Bedingung wird von zwei Seiten nicht angenommen —"

„Ja, von zwei Seiten", sagte Raymonde, die Guillemard mit wütenden Blicken bombardierte.

„War diese von zwei Seiten nicht angenommene Bedingung unannehmbar. Nein. Man kann in der That den Willen eines Dritten, ohne seine Zustimmung, nicht verpflichten — das kann man nicht. — Aber hier zwingt man nicht Fräulein Guillemard, es steht ihr frei, das Vermächtnis abzulehnen."

„Um so mehr, als die Bestimmung des Vermächtnisses unmoralisch wäre!" sagte Louis lebhaft, der Lust hatte, diesen verdammten Ducrey zu verfluchen, der so die jungen Mädchen, ohne ihre Zustimmung verheiraten wollte.

„Unmoralisch? Oh! sagen Sie das nicht, sagen Sie das nicht!" meinte der Notar.

„Und wenn es meine Meinung ist?"

„Ihre Meinung ist aufrecht zu erhalten! Alle Meinungen sind aufrecht zu erhalten. Fragen Sie nur im Justizpalast nach, welche es nicht sind. Diese ist sogar durch eine Gerichtsentscheidung des Hofes zu Bastia bestätigt."

„Was geht mich der Hof zu Bastia an! Ich brauche keinen Hof zu Bastia, um eine Heirat, die man jemand gegen seinen Willen auferlegt, moralisch oder unmoralisch zu finden. — Wann hat dieser Hof zu Bastia das denn bestätigt?"

„Es ist wahr, schon im Jahre 1828, und ich stimme Ihnen bei, daß die Entscheidungen wenig ge-

winnen, wenn sie im Verborgenen bleiben. Die juridische Lehre gestattet heute die Bedingung, daß Einer Eine heiraten soll, sie ist im Grunde genommen, nichts anderes, als das, was alle Spenden zu Gunsten einer Heirat charakterisiert. — Laut Entscheidung des Gerichtshofes zu Lyon vom 27. November 1868."

„Entscheidung des Hofes zu Bastia! des Hofes zu Lyon! Das ist mir gleich! Die Bedingung ist unmoralisch! Unmoralisch, sage ich!"

„Sagen Sie das nicht!" wiederholte der Notar noch einmal. „Wenn Sie zugeben würden, daß diese Bedingung unmoralisch wäre, dann würde Fräulein Guillemard trotzdem die Erbin sein!"

„Trotzdem?" rief Guillemard.

„Trotzdem. In Testamenten werden unmoralische oder unerlaubte Bedingungen als nicht vorhanden erachtet, der Art, daß die Verfügung rein und einfach Geltung hat. — Artikel 900 des Zivilgesetzes."

„Na, also!" sagte Guillemard, „die Bedingung ist also unmoralisch!"

„Sie ist moralisch! Ich täuschte mich! Sie ist sogar sehr moralisch", rief Louis, dem ganz heiß wurde.

„Aber ob sie nun moralisch oder unmoralisch ist", sagte Raymonde, „da ich mich weigere, da Herr Giraud sich weigert, da wir beide uns weigern —"

Guillemard sah sie mit wütenden Augen an. Diese Kleine war ganz verrückt! Sechs Millionen!"

„Ah! Ah", rief der Notar, „das Fräulein hat Recht — Sie sind eine gute Rechtsgelehrte, mein Fräulein. — Ihre Weigerung macht die Bedingung, auch

wenn sie rechtlich giltig ist, in der That wirkungslos. — Das zweite Testament fällt."

Geneviève begriff nichts, aber sie klammerte sich an jedes Wort des Herrn Auboin, wie eine Ertrinkende an einen Strohhalm.

Und der spöttische Pariser Notar schien sich darin zu gefallen, all die Paradoxe und Seltsamkeiten des Gesetzes zu Tage treten zu lassen.

Er lächelte und sagte:

„Das Testament fällt, ist aber darum nicht nichtig!"

„Was ist es denn?" fragte Louis.

„Es ist hinfällig."

„Hinfällig?"

„Ja, hinfällig! Bewundern Sie den Unterschied! Wenn es nichtig wäre, würde nichts umgestoßen. Da es aber einen Moment giltig gewesen ist, hat es das erste Testament umgestoßen, und wenn diese Bedingung erfüllt wäre, dann würde diese Umstoßung unbestreitbar eine definitive gewesen sein."

„Herr Gott, Herr Gott! Ist es denn nun giltig oder ist es nicht giltig", schrie Louis fast zornig.

„Oh, oh!" sagte Herr Auboin. „Die Jurisprudenz und die Rechtslehre sind in großer Verlegenheit."

„In Verlegenheit?"

„Fräulein Guillemard, Sie heiraten also nicht Herrn Giraud, das ist abgemacht?"

„Nein", sagte Raymonde, „ich heirate ihn nicht."

Ihr Vater blickte sie noch an.

„Nein, nein, nein!"

„Nun gut“, fuhr Auboin fort, „Merlin, Grenier, Aubry und Rau sind der Meinung, daß in einem solchen Falle das erste Testament wieder zur Anerkennung kommt.“

„Das erste Testament?“ stotterte Viktor, der ganz bleich geworden war.

„Das erste?“ wiederholte Geneviève.

„Das erste, erklären diese Rechtskundigen, die ich soeben zitiert habe, war nur unter Bedingungen umgestoßen!“ Delamolombe dagegen, eine große Autorität in Caen, lehrt, daß man die vermutliche Absicht des Testators in Betracht ziehen müsse. —“

„Aber seine offenbare Absicht“, unterbrach ihn Guillemard, „seine Absicht war doch, daß Raymonde erben sollte.“

Ohne in Verwirrung zu geraten oder nur zu antworten, fuhr Auboin fort:

„Hat der Testator seine ersten Bedingungen widerrufen wollen?“

„Ja!“ sagte Guillemard.

„Mag sein. Dann tritt also die Erbfolge ohne Testament ein. Platz den natürlichen Erben, das heißt den legitimen Erben. Das Gesetz hat solche Wortspiele, und demgemäß werden Sie alle erben, alle — außer Herrn Giraud!“

„Alle?“

„Alle! Hat der Testator aber im Gegenteil nur eine bedingungsweise Umstoßung eintreten lassen wollen, so tritt das erste Testament wieder in Kraft.“

„Na, nun begreife ich gar nichts mehr", sagte Guillemard.

„Ich gestehe, daß die Sache nicht ganz klar ist", erwiderte der Notar, „sie ist sogar ziemlich verwirrt, wie ich zugeben will. Aber eine Entscheidung des Kassationshofes vom 10. März 1851 giebt in ähnlichen Fällen den Richtern der Sache ein sehr weitgehendes Verfügungsrecht. Wollen Sie prozessieren?"

„Prozessieren?"

Das Wort wurde in diesem Salon in den verschiedensten Betonungen wiederholt, und alle wiesen unwillkürlich dieses Kampfmittel zurück. Nur die Stimme Guillemards schien ein wenig zu zögern.

„Pah!" sagte der Notar, „wollen Sie meine Meinung als Freund und selbst als öffentlicher Beamter wissen? In Abwesenheit genauer Texte ist es das beste, eine schwierige Sache auf freundschaftlichem Wege auszugleichen. Sie alle haben ganz ähnliche Rechte auf die Erbfolge. — Nur in einem einzigen Fall könnte einer von Ihnen der Erbschaft unwürdig sein —"

„In einem einzigen Fall?" sagte Viktor.

Der Notar lächelte.

„Ich spreche davon nur pro memoria und, um Ihnen bis ans Ende in meiner juridischen Laterna magica die Späße des Gesetzes zu zeigen. Ich nehme an, das zweite Testament wäre beseitigt oder verborgen worden —"

„Was dann?" fragte Ribeyre mit trockner Stimme.

„Dann, dann würde derjenige, der das Testament beseitigt hat, kraft des Artikel 792 des Zivilgesetzes,

kein Recht auf die beseitigten oder verhehlten Gegenstände haben —"

„Die verhehlten —?" sagte Ribeyre ganz blaß.

Louis, der dicht neben ihm stand, ergriff seine Hand.

„Keine Dummheiten", raunte er leise. „Du hast Deine Pflicht gethan! Dich jetzt noch anklagen, wäre zu viel."

„Und das Komischste", fuhr der Notar fort, „ohne an etwas Anderes zu denken, als daran, die Anwesenden und sich selbst mit den Eigentümlichkeiten des Gesetzes zu belustigen —, das Komischste ist, daß, wenn die Hinfälligkeit des zweiten Testamentes mit einem Schlage den Hehler klipp und klar zum Erben gemacht haben würde, er bei Übertretung dieses Verbotes nichts mehr erben würde! Ja, wie komisch das Gesetz ist!"

„Sehr komisch!" sagte Louis, dessen Wangen sich mit grauen Flecken bedeckt hatten, während Viktor noch immer aufrecht dastand, die Hand in den Rock gesteckt, an jener Stelle, wo sein Herz schlug, um durch die Weste dieses durch das hinzuströmende Blut so angeschwollene Herz, daß er fast erstickte, zusammenzupressen.

„Also auf freundschaftlichem Wege!" sagte heiter der Notar, um zum Schluß zu kommen. „Arrangieren Sie Alles auf freundschaftlichem Wege! Gott sei Dank, es sind ja genug Millionen für Sie Alle da."

Er hatte sich erhoben und blickte heiter auf diese Familie hin.

Das allgemeine Schweigen antwortete beredt genug: Wir sind einverstanden!

Geneviève stützte sich strahlend auf den Arm von Miß Maud.

Und man hörte in einem kurzem Auflachen, das heiter wie das Gezwitscher eines Finken klang, die Stimme Raymondes ganz laut sagen:

„Na, Herr Olivier Giraud hat recht gethan, das Fräulein Guillemard auszuschlagen! Wie dumm dieses zweite Testament ist! Hinfällig, nicht wahr hinfällig, das ist der Ausdruck, Meister Auboin.“

„Ja — hinfällig, mein Fräulein.“

„Papa hat mir immer freie Entscheidung über mich selbst gelassen, Louis —“

Sie blickte den Maler an und sah ihm mit ihren immergrünen Augen gerade ins Gesicht.

„Es scheint, Papa hat Furcht, ich finde niemand, der mich heiraten möchte!“

„Du?“

„Ich!“

„Warum sagst Du mir das?“ stotterte Louis.

„Weil ich Dich sehr lieb habe, siehst Du!“

„Ah“, rief Guillemard, „das ist eine Idee!“

Louis hatte auf das kleine Händchen Raymondes seine brennenden Lippen gedrückt. Noch vor einem Monat hätte er gezögert, da er sich zu alt vorkam. Aber die Erinnerung an Alice Hervier war da und trieb ihn zu dem jungen Mädchen hin und jenes, Aber? Aber—? tönte ihm in den Ohren.

„Dich heiraten? — Du willst mich also ganz verrückt machen, Cousinchen? Wer hat Dir denn gesagt, daß ich Dich liebe?“

„Mein kleiner Finger“, sagte das junge Mädchen, „oder vielmehr mein kleines Herzchen!“

X.

Viktor Ribeyre war glücklich. Endlich hatte er doch wieder das Recht, seinen Kopf hoch zu tragen oder im Spiegel sein mageres Gesicht zu betrachten, ohne den stummen und tiefen Tadel seines eigenen Gewissens fürchten zu müssen, der in dem fieberhaften Ausdruck seiner Augen zu Tage trat! Gleich einer geborgten Livrée hatte er dieses Geld zurückgegeben, das nicht ihm gehörte. Das Geld? War das Geld denn alles? Und wenn man es einmal hatte, war damit denn alles abgethan und lobenswert? O nein! Das, welches man aus eigener Quelle hat, besitzt auch einen eigenen Wohlgeschmack! Und das, was man durch freie, persönliche Arbeit gewonnen hat, hat nicht denselben Geschmack, wie jenes, das man durch Kühnheit erangelte oder durch List erschlichen hat! Endlich, endlich! war er die Gewissensbisse los, die ihn, wie eine Schnur um den Hals, erdrosselten.

Ihm blieb nur dieser eine schmerzhafte Gedanke, in dem zugleich noch ein bitterer Tadel enthalten war: Allein durch die Thatsache, daß er das zweite Testament zurückbehalten — und wäre es auch nur für eine Stunde geschehen, — es unterschlagen und verborgen

hatte, war er jedes Rechtes auf das erste beraubt! Aber hatte er auch das Recht, sich als Schuldigen eines Vergehens anzuklagen, welches das Gesetz bestrafte, und damit seine Tochter Andrée jenes Teiles von dem Vermögen Ducreys, der ihr zukam, zu berauben? Sollte die unschuldige Andrée mit ihm, dem Schuldigen büßen? Die Erbschaft, der er unwürdig war, fiel logischer Weise naturgemäß Andrée zu, ebenso wie Louis und Raymonde.

„Na, nun brauchst Du Dir keine Gewissensbisse mehr zu machen“, sagte eines Tages Louis zu ihm, „jetzt kannst Du in Frieden leben“!

Leben? Ja, gewiß, er konnte, er wollte leben Alle die, welche ihn umgaben, hatten ihren Anteil am Glück. Louis war wie verjüngt und lachte Raymonde zu, die heiter erschien, wie ein junger Staar, und ganz toll war auf Malerei und auf ihren Maler. Guillemard, der sich aus der Klemme befreit sah, schnaufte vor Freude, wie ein zum Tode Verurteilter, dem man die Begnadigung überbringt. Übrigens hatte er fast seine ganze Wolle in dem Busche lassen müssen, und der „König der Fressereianstalt“ war nur noch ein sehr magerer König. Aber er konnte seine Stirn wieder stolz erhoben tragen, und wenn, um seinen Namen zu retten, auch alles draufgegangen wäre, so hätte er, wie er sagte, doch das Recht gehabt, den aus Mazas Entlassenen wie einen Schmutzfleck auf seinem Stiefel zu betrachten.

„Wenn ich daran denke, daß ich wie ein heruntergekommener Börsianer hätte ausgepfändet werden können,

wie ein Insekt erdrückt und wie Molina endigen, dann überläuft mich noch heute eine Gänsehaut! Der arme Salomon!"

Er sah ihn wieder vor sich, wie man ihn ihm in Ivry unter den Bäumen des Dr. Luys gezeigt hatte, mit rasiertem Kopf und konvulsivisch zuckendem Gesicht, wie er all' den Fremden, die ihn, von ihrem eigenen Wahnsinnstraum erfüllt, verachtungsvoll betrachteten, zuschrie: „Kauft Kleider". — Die kleine Mary Launy hatte für den Börsenspieler Molina auch schon Ersatz gefunden in dem Marquis de Lansac, dem Freunde der Alice Hervier.

„Na", fragte Viktor den Vetter Emil, „hast Du Dich jetzt wenigstens gebessert!"

Guillemard lachte ein wenig.

„Ich bin der Kaiser der Börse gewesen, ich habe abgedankt, aber ich sage nicht, daß ich nicht eine Rückkehr von der Insel Elba versuchen werde!"

Er spreizte sich. Da er aber sehr dick geworden war und sein roter Kopf ständig von einem Schlaganfall, seit den Angstanfällen der letzten Zeit, bedroht wurde, folgte er dem Rat des Dr. Loreau: er ruhte sich.

„Unter dieser Bedingung", hatte der Arzt zu Raymonde gesagt, „stehe ich für Ihren Herrn Vater ein".

„Na, es ist gut, Papa wird nicht mehr arbeiten. Offizielle Verfügung der Frau Louis Ribeyre, seiner Tochter!"

„Und mein Vetter Viktor, stehen Sie auch für den ein?" fragte Raymonde.

Der Dr. Loreau schüttelte den Kopf. Ribeyres Herz war schwer angegriffen. Der Arzt überwachte voll Angst den Fortschritt des Leidens und ließ von Zeit zu Zeit irgendeine allgemeine beruhigende Redensart fallen. Aber sichtbar vermehrten sich bei der Herzkrankheit Ribeyres die Herzschläge und die Ohnmachtsanfälle. Auch das Digitalis wurde wirkungslos. Der Doktor sprach von Landaufenthalt. Ribeyre müßte von Paris fort, von dieser Wohnung in der Rue de Châteaudun, wo unangenehme Erinnerungen für ihn verborgen zu sein schienen. In den ersten schönen Tagen wollte man abreisen. Dann, wenn der Herbst wieder kam, nach der Rückkehr nach Paris würde die Hochzeit stattfinden, die Hochzeit Oliviers mit Andrée, die beide so glücklich waren, ihre teuern und freudigen Stunden der Brautzeit fast an seinem Krankenbett zuzubringen, jene Stunden, die gleichsam die rosige Morgenröte der Liebe sind.

Geneviève, die jetzt ebenfalls ängstlich und unruhig war, suchte die Abreise nach Ville d'Avray zu beschleunigen. Dort, in ihrem verborgenen Heim würde Viktor wiederaufatmen und schnell gesund werden. Geneviève zitterte, ihn könnte vorher der Tod überraschen.

Bisweilen sagte er zu ihr, indem er sie lächelnd anblickte, da er sie so hübsch fand mit ihren schönen, schwarzen Augen:

„Wenn ich nicht mehr da wäre, wie schnell würde man Dir dann sagen, daß man Dich liebt!“

„Mich?“

Sie versuchte zu lächeln, aber der Schmerz durchdolchte sie.

„Oh, wie Du Dich täuschest", erwiderte sie. „Eine Frau ist immer so alt, wie ihr Herz alt ist, und wenn ich Dich verlieren würde, würde mein armes Herz schnell altern! Übrigens, was sage ich da? Ich bin schon alt: ich verheirate meine Tochter, ich werde bald Großmutter sein!"

Sie versuchte ihn durch Scherze über ihre eigene Furcht zu beruhigen, aber es eilte ihr, ihn in Ville d'Avray zu wissen, um ihn gesund werden zu sehen.

Er verlebte in der That, als er der Eisenbahn entstieg und seine gewöhnlichen Spaziergänge, seine Lieblingswege, seine Bäume wiederfand, eine Stunde tiefer, fast aufrichtiger Freude. Diese Dinge bargen einen ganzen Teil seines Lebens in sich. Ganz weit blies er seine Nasenflügel für die Waldluft auf. Geneviève hatte Recht: Er lebte wieder auf.

„Wenn Du willst", sagte sie, „werden wir diesen Winter, wenn unsere Tochter verheiratet sein wird, nach Nizza gehen. — Ich kenne Nizza noch nicht. — Aber es geschieht nicht meinetwegen, daß ich dort hingehen will. — Ein Winter dort unten würde Dir gut thun!"

Lächelnd fügte sie, um ihm zu zeigen, wie beruhigt und glücklich sie jetzt war, hinzu:

„Wir können jetzt ja thun, was wir wollen, denn nun sind wir reich!"

„Das ist wahr", sagte Ribeyre.

Er hielt sich niemals mehr an jener Ecke der

Terrasse auf, von der aus er ehemals so gern nach Paris hinübergeblickt hatte. Dort war er von seinem geraden Wege abgewichen. Es schien ihm, daß dort irgend etwas, wie das Gespenst seines Glückes, auf ihn lauern müßte.

„Siehst Du“, sagte er eines Abends ganz leise zu Louis, in seiner Bibliothek, während er durch die Fensterscheiben nach dem Garten auf dem Kieswege die weißen und blauen Röcke Genevièves, Raymondes und Andrées hingleiten sah, „es giebt auf dieser Welt Menschen, die von ihrer Schande leben — es giebt aber auch andere, die daran sterben. Ich glaube, ich sterbe daran, man erholt sich nicht wieder, man geht zu Grunde.“

Louis versuchte ihm darauf in allem Ernste die Eitelkeit seiner Gewissensbisse nachzuweisen. Was hätten sie denn unterschlagen? Ein unnützes Papier ohne Wert — das „hinfällig“ war — da Raymonde sich weigerte, sich der Laune Ducreys zu beugen, ebenso wie Olivier stolz erklärte, daß er dieses Vermögen nicht haben wollte!“

„Siehst Du, die teure, liebe Raymonde!“ sagte Louis, „sie liebt mich. Und ich, der ich sie in diesen Herrn Olivier verschossen glaubte! — Sie liebt mich, mich, meine Dummheiten, meine Paradoxe und meine grauen Haare! Wir hatten ihr nur zu sagen: da ist das Testament! damit sie antwortete: Was geht mich Euer Testament an, ich zerreiße es!“

„Ja“, erwiderte Ribeyre traurig, „selbst unser Verbrechen war überflüssig, überflüssig, wir hatten nicht einmal nötig, uns zu beschmutzen!“

„Siehst Du“, sagte er noch, „das Gewissen ist eine furchtbare Herrin, der Mensch muß ihr getreu bleiben, immer getreu. Wenn man sie einmal verraten hat, verzeiht sie es niemals!“

Schließlich verzichtete Louis darauf, dieses Gewissen zu trösten, wie Dr. Loreau es aufgab, dieses Hinschwinden aufzuhalten. In Ribeyre war etwas gebrochen. Er ließ sich gehen, bald hatte er Lust, weiterzuleben und bald empfand er wieder Überdruß am Leben.

Eines Tages, als Olivier, wie alle Welt, zu ihm sagte:

„Ach, das hat nichts zu bedeuten!“ lächelte Ribeyre.

„In der That, mein teures Kind, das hat nichts zu bedeuten, weil es der Tod ist.“

Er hatte das so sanft, aber zugleich so ernst gesagt, daß Olivier erbebte.

„Ich habe neulich den Dr. Loreau gefragt. Er ist offen, und ich bin tapfer. Das ist diesmal der letzte Anfall — sicher. — Rufen Sie nicht — ich möchte sterben, indem ich einschlafe, ohne Lärm, ohne jemand zu betrüben!“

Er saß in einem Fauteuil mit hoher Rücklehne und blickte durch das offene Fenster seines Zimmers vor sich hinaus, fast neugierig, als hätte er dieses Bild, diese grünen Hügel da unten, auf der andern Seite mit sich fortnehmen mögen.

„Das thut wohl!“ sagte er aufatmend, wobei sein gekrümmter Hals durch seinen halbgeöffneten Kragen

zu sehen war, und er schlürfte gleichsam den Duft von draußen ein.

Ein matter Himmel von perlgrauer Farbe in Folge der warmen Sonne, die man hinter klaren Wolken fühlte, dehnte sich über dem schlummernden Lande aus. Keine Spur von Wind. Die Bäume schienen wie eingeschlafen. Die Akazien rührten sich nicht. Nur ein leichter Schauer bewegte die äußersten Spitzen des großen Kastanienbaumes neben dem Fenster. In den dunklen Blättern sah man kleine, grüne, runde Flecken. — Er würde sie nicht mehr fallen sehen, er blickte neben den Blumenbüschen nach den Rasen hin, den fast rosigen Alleen, den Weiden, die bis auf den Kies herabhingen, und der unsichtbaren Terrasse dort unten hinter den Bäumen, wo er ehemals gesessen hatte und zwischen seinen Fingern das Testament zerknittert.

Ein mattes Licht fiel auf das alles herab, und in der Ferne lächelten weiße Häuschen, die in die Wälder geduckt standen.

„Wie schön dieses Fleckchen Erde ist! Hier werde ich also sterben — in meinem Hause — und glücklich — ja glücklich“ — er wiederholte das Wort mit einer Art Trunkenheit — „glücklich, weil ich meine Pflicht gethan habe!“

Olivier hatte unruhig, leise auf eine Glocke gedrückt, und zu gleicher Zeit waren Andée und Geneviève voll Angst herbeigeeilt, indem sie ihre Schritte auf der Treppe dämpften.

Als Andrée die Thüre öffnete, war sie ganz be=

troffen über die Veränderung, die auf dem Gesicht ihres Vaters vor sich gegangen war.

Nicht daß es bleich oder trübe war; im Gegenteil, es strahlte, aber von einer seltsamen Erregtheit, einem krankhaften Fieber, einem merkwürdigen Lächeln und einem Ausdruck, der über alles Elend hinauszuweisen schien.

„Was fehlt Dir?" fragte sie erregt.

„Ihr Vater leidet, Andrée! Telegraphieren Sie an Dr. Loreau!" sagte Olivier.

Ribeyre machte ein Zeichen.

„Nein, nein, ich leide nicht, ich leide nicht!" — Seine Hand suchte die Hand Andrées und die Genevièves.

Man hörte ihn in einem Seufzer murmeln:

„Ich hätte an jenem Tage endigen müssen, da ich nicht sogleich zu Auboin hinlief — Wenn Du wüßtest", sagte er und schmiegte sich an die Wange Genevièves, „was ich für Dich gethan habe! — Ja, es geschah für Dich, meine geliebte Geneviève".

Er sprach wie in einer Fieberphantasie, und Geneviève kniete neben dem Fauteuil, zu Füßen Ribeyres nieder, und ihre Brust und ihre ganze Seele war wie zerrissen:

„Oh", sagte sie, indem sie gegen ihre Stirn schlug, „wären wir wieder arm, wie an jenem Tage, wo er mich geliebt hat. Ihm bei seiner Arbeit helfen und trocknes Brot essen, wenn es nötig ist, und mit ihm leiden! Aber ihn behalten, ihn behalten dürfen, mein Gott! Erhalte mir meinen Viktor, meinen Gatten, meinen

Herrn, der so gut ist, und den ich so liebe. Oh, den ich so liebe."

Sie küßte die Hand Ribeyres; ihre Thränen und ihre Küsse vermischten sich. Und er, der unter seiner Liebkosung die braunen Haare seiner geliebten Geneviève fühlte, lächelte — mit jenem glücklichen und sanften Lächeln der müden Stunden vor dem Schlaf.

„Weinet nicht, glaubt Ihr, ich leide", sagte er, und er wiederholte, daß diese Stunde eine Freude für ihn wäre. „Ja, ich habe gelitten; aber jetzt — nein — wenn man sich geliebt weiß, wenn einem vergeben ist, und man seiner selbst würdig ist, das ist schön. Auch Du hast gelitten, Andrée, wie ich — ja, auch Du; aber die Jugend ist so stark!"

Dann rief er in kurzem Ton:

„Olivier!"

„Herr Ribeyre?"

Die Stimme des jungen Mannes zitterte.

„Ich vertraue Dir mein Kind an. Liebe sie!"

Das Licht von draußen, das über die Fauteuillehne hinglitt, verklärte das erhabene Gesicht des Sterbenden.

Ribeyre lächelte noch immer, auf seinen Lippen und in seinem Blick lag die Ewigkeit.

„Geneviève! Andrée! — Ich habe Euch so sehr geliebt. Zählt jetzt auf Olivier! — Oh, mein armer Olivier, ich vermache sie Dir! Das Leben beginnt nun für Dich, für Andrèe! Vergeßt mich — nicht zu schnell — und seid glücklich — glücklich, wie ich es bin, Euch vereint zu wissen! Und Du Geneviève —"

„Ach ich, mein Leben ist zu Ende, mit Dir zu Ende! Du nimmst meine ganze Freude mit, wenn Du fortgehst! Ich liebe nur Dich!“

„Liebe sie, liebe sie!“ hauchte der Sterbende, indem er auf Andrée und Olivier zeigte.

„Wer ist da“, sagte er, als er auf dem Treppenflur hinter der Thüre Geräusch hörte.

Olivier blickte hinaus und sagte:

„Es ist Louis, darf er eintreten?“

„Wenn es sein muß!“

Er lächelte Louis zu, wie er Andrée und Geneviève, die an beiden Seiten neben ihm knieten, zulächelte — wie er über seine Befreiung lächelte.

Er streckte dem Maler die Hand hin.

„Na, siehst Du, alter Louis, nun ist mein Tagewerk vollbracht!“

„Es hat kein würdigeres und ehrenhafteres gegeben, Viktor!“ erwiderte Louis mit blassen Lippen.

Viktor hatte sich jetzt halb aufgerichtet und starrte in das Grün des Waldes, in die Blumen, die Luft, all' das Licht und Leben dort unten hinaus.

Dann, sagte er, wie inspiriert, mit dem Erstaunen eines Kindes an der Schwelle eines Gartens; mit ganz veränderter Stimme:

„Wie groß der Tod! Und welche Klarheit!“

Einen Augenblick saß er wie geblendet, lächelnd, das Gesicht von der Freude eines Gerechten überstrahlt da; dann atmete er tief auf und fiel sanft in die Lehne zurück.

Man hätte glauben können, er schliefe.

Neben den am Boden hingestreckten Frauen und neben Louis Ribeyre, der in sein Taschentuch biß, um sein heiseres Schluchzen zu ersticken, beugte sich Olivier Giraud mit thränenüberströmten Augen nieder, küßte den Todten auf die Stirn, und seine ganze Seelenfestigkeit ergoß sich in einem Ruf der Erkenntlichkeit, der Hingebung und Liebe für den Verschiedenen, indem er ihm jenen vergötterten Namen gab, mit dem er niemals eine Person angesprochen hatte:

„Mein Vater!“

Ende.

Deutsche Verlagsdruckerei Leipzig,
Merseburger & Walther.

Band 4:

Schneewittchen.

Roman von

Alexander Bródy.

Eleg. geh. 2 M., fein geb. 2 M. 60 Pf.

Das Hamburger Fremdenblatt Nr. 204 vom 30. August 1896 sagt in einem spaltenlangen Artikel unter anderem davon:

Alexander Brody in Budapest gehört zu den gefeiertsten ungarischen Schriftstellern der Gegenwart; unter der großen Zahl talentierter Autoren, die das neue Ungarn hervorbringt, ist er einer der wenigen, die den Namen Künstler verdienen. Brody klebt nicht an der von den Ungarn über alles geliebten Hauptstadt Budapest, dem orientalisch gefärbten Spiegelbild von Paris, seine Fantasie schweift hinaus in entlegene Gebiete, er sucht die Menschen der Einsamkeit auf, in deren Geistesleben die Natur noch groß, zwanglos und furchtbar Herrscherin ist. Dabei hat er ein ganz besonderes Talent, seltsame Charaktere zu schaffen und dem Leser so nahe zu bringen, daß derselbe sie wie göttliche Erscheinungen anstaunt, sie lieb gewinnt und selbst mit ihrem Verbrechen sich abzufinden weiß. Dem Talent Brody's gegenüber verlieren die literarischen Schlagworte der modernen Zeit ihre Bedeutung seine geistigen Produkte sind idealistisch und realistisch, sie sind phantastisch und natürlich, sie kümmern sich um keine Tendenz, aber in jeder Zeile spricht der Künstler, und jede einzelne Gestalt so lebenswahr sie sein mag, ist umwoben vom Scheine einer herzgewinnenden Poesie. So unscheinbar der Titel des Werkes ist, welches heute die „Sammlung moderner Belletristik ausländischer Autoren" dem deutschen Leserpublikum zugänglich macht, so bedeutend ist sein Inhalt. Man könnte dieses Werk nicht ohne Grund einen psychologischen Roman nennen und müßte dabei doch auf den ganz berechtigten Einwurf gefaßt sein, daß es sich im Grunde um eine ganz phantastische Geschichte drehe. Welche philosophische Tiefe das Werk enthält, welche grünende Frische in der Schilderung der Menschen und im Hervorzaubern der Stimmung, das kann nur die Lektüre enthüllen. „Schneewittchen" ist das Werk eines begnadeten Künstlers.